

Präventionskonferenz

Sekundärprävention in Berlin – Quo Vadis?

Mittwoch, 5. Dezember 2001

Dokumentation

Für MitarbeiterInnen in Funktionsbereichen
der Berliner Projekte zur Prävention

Veranstaltet von

-
- | | |
|---|---|
| <input type="checkbox"/> Therapieladen e.V. | <input type="checkbox"/> eclipse e.V. |
| <input type="checkbox"/> BOA e.V. | <input type="checkbox"/> Eve & Rave e.V. |
| <input type="checkbox"/> mindway Caritas e.V. | <input type="checkbox"/> way & sun e.V. |
| <input type="checkbox"/> Drogennotdienst (DND) | |

**Diese Dokumentation kann auch im Internet
auf den folgenden Seiten abgerufen werden:**

www.boa-berlin.de
www.chillout-pdm.de
www.eclipse-online.de
www.eve-rave.net
www.mindway-berlin.de
www.suchtpraevention-brb.de
www.therapieladen.de

Inhaltsverzeichnis

1	Begrüßung / Eröffnung von Harvey Becker	4
2	Impressionen aus der Technokultur zu Drug, Set und Setting in Berlin von Hans Cousto	7
3	Sekundärprävention auf der Suche nach sich selbst von Ralf Wischnewski	15
4	Kurz-Statements der veranstaltenden Projekte zum Konferenzthema	25
4.1	BOA e.V., Jugend- und Drogenberatung Marzahn.....	25
	von Anneke Groth	
4.2	Therapieladen e.V. von Harvey Becker.....	26
4.3	Guk e.V., Gesundheit und Kommunikation in Subkulturen	27
	von Helmut Ahrens	
4.4	Eve & Rave e.V. von Tibor Harrach	30
4.5	eclipse e.V. von Alexander Reich.....	33
4.6	mindway, Caritas Berlin e.V. von Susanne Günther	34
5	Protokolle der Open-Space-Arbeitsgruppen	35
5.1	Protokoll der Open-Space-Arbeitsgruppe I	35
5.2	Protokoll der Open-Space-Arbeitsgruppe II.....	36
5.3	Protokoll der Open-Space-Arbeitsgruppe III.....	37
5.4	Protokoll der Abschlussrunde der Open-Space-Arbeitsgruppen	39
6	Feedback / Nachbesprechung der veranstaltenden Projekte zur Fachkonferenz: Sekundärprävention in Berlin – Quo Vadis	40
7	Anhang	42
7.1	Einladungsschreiben	42
7.2	Einladungsflyer.....	43
7.3	Konferenzverlauf.....	44
7.4	Zu den Referenten /Moderatorin	45
7.5	Zu den Veranstaltern.....	45

1 Begrüßung / Eröffnung von Harvey Becker

**Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Freundinnen und Freunde,**

auch im Namen der Veranstaltergruppe begrüße ich Sie ganz herzlich zur Konferenz
,Sekundärprävention in Berlin – Quo Vadis?‘.

Ich freue mich, dass so viele Fachleute aus allen Bereichen der Prävention heute hier sitzen und wir Ihr Interesse für dieses Thema gewinnen konnten. Das zeigt uns, dass wir mit unserer Idee auf Interesse gestoßen sind.

Besonders begrüßen darf ich Frau **Christine Köhler-Azara** vom Büro für Suchtprophylaxe sowie die Referenten Herrn **Ralf Wischnewski** von der Fachstelle für Suchtprävention aus Köln und Herrn **Sebastian Stockmann** von den drugscouts in Leipzig als auch unseren Besuch aus Moskau, Herrn **Alexander Smirnof**, der uns einen kurzen Einblick in die sekundärpräventive Situation von Moskau geben wird. Und natürlich Frau **Heike Drees** vom Paritätischen Wohlfahrtsverband, die sich in dankenswerter Weise dazu bereit erklärt hat, den weiteren Verlauf der Konferenz zu moderieren.

Schon jetzt sei Euch allen ganz herzlich gedankt.

Zuvor möchte ich Ihnen eine kurze Einführung in das Thema geben und Ihnen die Idee zu dieser Konferenz vorstellen.

Bis Mitte der 90er Jahre war die Suchtprävention geprägt von primärpräventiven, drogenunspezifischen Ansätzen: ‚Kinder stark machen‘ ist noch heute eine der zentralen Botschaften.

So bezifferten noch 1995 in den bundesweit existierenden Projekten zur ‚Mobilen Prävention‘, die als Bundesmodell gegründet wurden und entscheidend den Stand der heutigen Präventionsdiskussion mitgeprägt haben, 96% ihre Arbeit mit Primärprävention. Lediglich 4% beschäftigten sich in ihrer Arbeit mit Sekundärprävention.

Auch weiß ich aus vielen Gesprächen mit Präventionskollegen aus anderen Bundesländern, dass sich diese auch heute noch vor allem als primärpräventive Fachleute verstehen.

Vorwiegende Zielgruppen waren und sind Nicht-Konsumenten mit dem Ziel, dass diese erst gar keine Konsumverhalten zu praktizieren begannen. Konsumenten wurden und werden damit bis heute nicht erreicht. Wurden Drogen thematisiert, wie z.B. in der Kampagne ‚Keine Macht den Drogen‘, stieß dies bei den Konsumenten auf Unglaubwürdigkeit und lächelnde, demonstrative Abwehr, wie die Umformulierung, ‚Alle Macht den Drogen‘, die es auf T-Shirts zu kaufen gab, bewies.

Gepaart mit der wachsenden Zahl der Konsumenten und einem offensiveren Umgang der Konsumenten mit ihrem Konsumverhalten wurde die Einseitigkeit und das „missing link“ der Suchtprävention bald deutlich. Junge Partygänger hatten bald mehr Wissen über die konsumierten Substanzen als mancher Suchtpräventionsexperte.

Die „offizielle“ Suchtprävention mit dem Schwerpunkt einer allgemeinen Gesundheitsförderung ohne drogenspezifischen Bezug ging an dem wachsenden Informationsbedürfnis der Drogenkonsumenten vorbei.

Selbstorganisationen aus der Technoszene begannen präventive Maßnahmen, basierend auf Überlegungen, die die Konsumenten in den Mittelpunkt rückten, umzusetzen.

Bis dahin gab es meines Wissens kaum bis gar keine explizit sekundärpräventiven Projekte von ‚offizieller‘ Seite. Und in der Literatur und der Forschung lässt sich bis heute wenig zum Thema Sekundärprävention finden.

Während sich der überwiegende Teil der bundesweiten Prävention an primärpräventiven Konzepten orientiert und es nach wie vor wenige explizit sekundärpräventive Projekte gibt, stehen wir heute vor der Situation, dass es beginnende unterschiedliche Ansätze und Vorstellungen darüber gibt, was konsumierende Menschen benötigen – wie Sekundärprävention gehen könnte:

Überwiegend von Selbstorganisationen wie *Eve & Rrave* oder *eclipse* werden seit langem Maßnahmen wie ‚drug-checking‘ und ‚safer-use‘ -Botschaften gefordert – Drogenmündigkeitskonzepte sollen die Prävention ablösen.

Die BZgA lässt ein Internetprojekt ‚drugcom.de‘ entwickeln, das sich auch an Informationskonzepten orientiert. Im September dieses Jahres hat sich die BZgA auf einer Konferenz erneut dem Thema Prävention in der Partyszene gewidmet. Projekte wie ‚FRED‘ widmen sich speziellen sogenannten ‚erstauffälligen‘ Konsumenten. Oder der Therapieladen, der Broschüren mit dem Ziel der Selbstreflexion entwickelt. Und auch hier wird es Projekte geben, die sich sekundärpräventiv verstehen.

Es scheint sich also etwas auf dem sekundärpräventiven Sektor zu entwickeln. Schaut man allerdings genauer hin, so sieht man, dass es sehr unterschiedliche Meinungen dazu gibt, was denn nun eigentlich der richtige Ansatz sei.

Und bei einigen offiziellen Projekten kann man sich fragen, ob das nicht nur ‚alter Wein in neuen Schläuchen‘ sei.

So stehen heute noch immer viele MitarbeiterInnen in den Jugendzentren, in den JugendWGs, in den Schulen und auch in den Präventionsprojekten hilflos vor der Frage: Was machen wir nur mit dem Konsumenten?.

Natürlich gibt es in der Prävention nicht den einen richtigen Ansatz, sondern auch hier gilt: Verschiedene Menschen brauchen verschiedene Angebote. Doch lassen Sie uns auf dieser Konferenz überprüfen, ob dieser Pluralität auch genüge getan wird.

In wie weit orientiert sich die Sekundärprävention noch immer überwiegend an primärpräventiven Konzepten?

Welche Ziele soll die Sekundärprävention verfolgen?

Abstinenz oder verantwortungsvoller Konsum?

Und welche Konsequenzen ergeben sich daraus, wenn wir die Ziele ernst nehmen?

An wen ist sie gerichtet, nur an Risiko-Konsumenten oder an alle Konsumenten?

Welche Angebote soll sie machen?

Brauchen wir überhaupt Sekundärprävention oder wird sie nicht sowieso in anderen Bereichen wie z.B. der Jugendhilfe oder auch der Drogenhilfe geleistet?

Wenn wir sie brauchen, wer und in welchen Strukturen soll dies geschehen?

Sollte Sekundärprävention eine eigenständige Disziplin werden?

All dies sind Fragen, die wir gerne mit Ihnen heute diskutieren möchten!

Wir, das sind einzelne Projekte der Drogenhilfe und verschiedene Selbstorganisationen, die sich seit 1998 in dem Partydrogenprojektetreffen regelmäßig zusammenfinden, um sich über verschiedene Ansätze im Umgang mit konsumierenden Menschen auseinanderzusetzen.

Auch die Auseinandersetzungen in diesen Treffen zeigen, wie unterschiedlich die Sichtweisen und Ansätze sein können und welche unterschiedlichen Bereiche und Anliegen von Sekundärprävention tangiert werden. Je nach ‚Herkunft‘ gibt es verschiedene

Schwerpunkte und Vorstellungen über Sekundärprävention. Dies werden sie nachher sehen, wenn die unterschiedlichen Projekte ihre Kurzstatements vortragen.

Und dennoch stehen wir, wie bei einer Patchworkdecke für ein gemeinsames Ganzes, das die Vielseitigkeit von Sekundärprävention darstellt. Und dafür, die Sekundärprävention präziser zu definieren und Bedarfe zu formulieren in der unterschiedliche Anliegen berücksichtigt werden können.

Mitte dieses Jahres ist dann die Idee entstanden, diese Auseinandersetzung auf einer größeren Plattform zu führen und die Diskussion stärker in die Berliner Präventionslandschaft zu bringen.

Wir hoffen, dass die Konferenz dazu beitragen wird, mit Ihnen zusammen an der Patchwork-Decke zu arbeiten und zu sehen, was für eine Decke der Sekundärprävention für Berlin dabei herauskommen kann und wo sie im Sinne des Konferenztitels hingehen wird.

Ich wünsche uns allen einen konstruktiven und angenehmen Verlauf der Konferenz.

Bevor ich das Wort an Frau Heike Drees weitergebe, wird Ihnen Hans Cousto von der Selbstorganisation Eve & Rave noch ein paar aktuelle Zahlen zur Verbreitung des Konsumverhaltens mitteilen.

2 **Impressionen aus der Technokultur zu Drug, Set und Setting in Berlin** von Hans Cousto

Drug, Set und Setting

Der Harvard Professor für Psychologie, Timothy Leary, entwickelte in den frühen 60er Jahren die heute weltweit anerkannte Theorie von *Drug*, *Set* und *Setting*. Er folgerte aus vielen Beobachtungen, daß die Qualität von Drogenerfahrungen wesentlich durch die verabreichten Mengen und Kombinationen bestimmter Substanzen (*Drug*), durch die innere Bereitschaft und persönliche Befindlichkeit (*Set*) und die äußeren Umstände (*Setting*) bestimmt werden.

Die meisten wissenschaftlichen Arbeiten zur Thematik Drogen- und Rauschkultur fundieren in der Analyse von Substanzwirkungen, wobei Art und Menge der Substanz sowie die Dauer des Konsums die wichtigsten Ausgangspunkte der Analysen sind. Tätig in diesem Bereich (*Drug*) sind vor allem Pharmakologen und Ärzte. Weit weniger Veröffentlichungen von wissenschaftlichen Untersuchungen gibt es zu den Wirkungen bestimmter Substanzen bei unterschiedlich ausgeprägten Eigenschaften der Konsumenten. Im Vordergrund dieser Untersuchungen steht die Abhängigkeit des Rauscherlebnisses von den Charaktereigenschaften und der Befindlichkeit der Konsumenten (*Set*). Bezüglich der äußeren Umstände, das sind die kulturellen und sozialen Rahmenbedingungen (*Setting*), die Drogenerlebnisse beeinflussen, gibt es nur wenige Forschungsergebnisse, obwohl gerade diese Rahmenbedingungen die Konsummuster wie auch die Erlebnisqualitäten ganz erheblich prägen.

Historische Entwicklung in Berlin

In Berlin haben sich die kulturellen Rahmenbedingungen in den letzten Jahren ganz erheblich verändert. Nach dem Fall der Mauer standen plötzlich viele Freiräume zur Verfügung, in denen sich Kulturelemente des Undergrounds entfalten konnten. Wenige Jahre später wurde Berlin als Hauptstadt des Techno bezeichnet und genoß weltweit als kreative Kulturmetropole hohes Ansehen. Mit der kontinuierlich wachsenden Kommerzialisierung der Szene einhergehend mit einer zunehmend repressiveren Drogenpolitik ab Mitte der 90er Jahre verflog der innovative Geist, der zuvor die Technoszene in der Stadt beflügelte, und machte einem von der Werbebranche hofierten Trend Platz, der zwar modisch geprägt war, jedoch kaum noch Raum für neue gestalterische Experimente bot. In Berlin hatte Ende der 90er die Technokultur durch die veränderten Rahmenbedingungen ihren Zenit längst überschritten. Das optimistische und dynamische Lebensgefühl der jungen Menschen hatte deutlich an Vitalität und Frohsinn verloren und entsprechend haben sich auch die Gepflogenheiten beim Drogenkonsum verändert.

Berlin 1987 – 750 Jahre Berlin – Feier getrennt in Ost und West

Gefeiert wurde dieses Jubiläum sowohl im Land West-Berlin als auch in der Hauptstadt der DDR. Zum Jubiläum wurden große Bauten eingeweiht, im Westen ein neu restaurierter Bahnhof am Zoo, im Osten ein Großplanetarium am Prenzlauer Berg. Das offizielle Berlin putzte sich heraus.

Namhafte Künstler und Politiker aus aller Welt beehrten die Berliner mit Konzerten und Reden. Wohl zu den legendärsten Veranstaltungen zählte der Auftritt von David Bowie im Tiergarten unweit der Mauer beim Brandenburger Tor. Tausende, vor allem junge Menschen aus dem Westteil der Stadt, pilgerten in den Park, um seinen Klängen zu lauschen, die von haushoch aufgetürmten Lautsprechern in alle Himmelsrichtungen übertragen wurden. Auch im Ostteil der Stadt fanden Tausende, vor allem Jugendliche aus der Hauptstadt, den Weg zum Brandenburger Tor und feierten auf der Prachtstraße Unter den Linden zwar räumlich getrennt, jedoch im Geiste gemeinsam mit den Fans im Westen. Als kurze Zeit später der

Präsident der USA, Ronald Reagan vor dem Brandenburger Tor eine Rede hielt, war von einem gemeinsamen Lebensgefühl im Ost- und Westteil der Stadt wenig zu spüren, ja nicht einmal der Westen war in sich geeint. Kreuzberg wurde zu diesem Anlaß von der Polizei von den übrigen Bezirken völlig abgeriegelt (aus Sicherheitsgründen), so daß die Kreuzberger via Hauptstadt mit der Fernbahn nach Westberlin einreisen mußten. Der regierende Bürgermeister Eberhard Diepgen (CDU) begründete diese Maßnahme mit der Chaotenmentalität, die in der Szene in Kreuzberg vorherrschend sei und bezeichnete die Kreuzberger als „Antiberliner“.

1987 wurde auch in der Bundesrepublik Deutschland und im Land Westberlin eine Volkszählung durchgeführt. Das Motto in Kreuzberg lautete jedoch: wir sind unzählbar. Dieses Motto wurde aktiv bei vielen Demonstrationen kundgetan, anlässlich derer es immer wieder zu äußerst heftigen Auseinandersetzungen mit der Polizei kam. Letztendlich gaben die Behörden nach. Kreuzberg war in der Folge das einzige Ausnahmegebiet Deutschlands in Sachen Strafverfolgung im Zusammenhang mit der Volkszählung – alle Kreuzberger gingen straffrei aus.

Am 2. Juni 1987 jährte sich auch die Erschießung des Studenten Benno Ohnesorg durch den westberliner Polizeibeamten Karl-Heinz Kurras. Nicht nur junge Studenten, sondern auch bemerkenswert viele ältere Menschen gedachten in der Krummen Straße zwischen der Deutschen Oper und dem Stuttgarter Platz dem Opfer der Polizeigewalt. Da diverse überregionale Tageszeitungen in ihren Leitartikeln über die fatalen Folgen der Erschießung Ohnesorgs berichteten, kamen weit mehr Menschen als erwartet in die Krumme Straße zur Gedenkfeier, so daß von dort aus sich Tausende spontan zu einer Großdemonstration in Richtung Kurfürstendamm aufmachten – wenige Stunden später herrschte dort der Ausnahmezustand.

Die Stimmung im Westteil der Stadt war 1987 äußerst angespannt. Die Jugend war bei weitem mehr politisiert als heute. Von einem unglaublichen Freiheitsdrang beseelt suchten junge Szenegänger mit einer ausgeprägt erwartungsvollen Haltung die wenigen echt alternativen kulturellen Veranstaltungen (Special Events) wie DIE MACHT DER NACHT auf. Bei solchen Anlässen wurde seinerzeit immer viel Haschisch geraucht, oft LSD geschluckt und manchmal wurden auch Zauberpilze in ritueller Art verzehrt. Ecstasy war damals nur in speziellen Szenen, die entweder zur Avantgarde der Subkulturen oder zu diversen Kreisen der Esoterik zählten, bekannt.

Die Acid-House-Szene und die Underground-Kultur vor der Wende

Ende der 80er Jahre öffneten die ersten Acid-House-Klubs in Berlin ihre Pforten, so die TURBINE ROSENHEIM in Schöneberg und das UFO in der Köpenicker Straße in Kreuzberg. Die DJs, die dort seinerzeit auflegten, zählten wenige Jahre später zu den bekanntesten Persönlichkeiten ihres Berufes auf der Erde: Dr. Motte, Kid Paul, Tanith u.a.m. Acid-House belebte den Underground in Berlin und es entstand eine völlig neue Subkultur. Den ersten öffentlichen Auftritt dieser Subkultur organisierte der DJ *Dr. Motte*, indem er zur Feier seines Geburtstages die erste LOVE PARADE, eine Demonstration für *Frieden, Freude und Eierkuchen*, auf dem Kurfürstendamm organisierte. Eine neue Szene begann sich zu formieren.

Gleich zwei Radiosender informierten damals die Jugendlichen in Berlin über die neuen kulturellen Strömungen. DT 64 sendete ein progressives, anspruchsvoll informatives Programm. Vor allem die Musiksendungen *Parocktikum* und *Andere Bands* wurden nicht nur in der DDR, wo der Sender beheimatet war, sondern auch in West-Berlin gerne gehört, da nicht nur Titel von Punk- und New-Wave-Bands gespielt wurden, sondern auch selten gehörtes aus dem Underground. Zudem war der Sender auch eine Plattform für anspruchsvolle gesellschaftskritische Diskussionsrunden. DT 64 hatte nicht nur in Berlin einen Kultstatus. Auf Radio 4 U (Radio for you), dem Jugendsender des Senders Freies Berlin (SFB), lief 1988 und 1989 regelmäßig ein House-Musik-Programm, das *Monika Dietl*

gestaltete. Sie gab in ihren Sendungen kurzfristig Ort und Zeit der verschiedenen Underground-Parties bekannt und war somit eine Art Koordinationsstelle für das subkulturelle Leben in Berlin.

Dauertanz, Trance und ekstatische Zustände prägten die Parties der neuen Subkultur. Man ging immer häufiger gemeinsam feiern und es bildeten sich richtige Partyfamilien in der Szene. In den kleinen Klubs wurde vornehmlich Ecstasy konsumiert, da dieser Wirkstoff einen sehr empfänglich für die von einem pulsierenden Baß geprägte sequentielle House-Musik macht und zudem die Empathie stark befördert. Natürlich wurde auch immer viel Gras und Haschisch geraucht und manchmal auch LSD geschluckt. Speed und Kokain waren hingegen eher verpönt.

Die Entwicklung von Techno zum Mainstream nach der Wende

Nachdem in Berlin die Mauer für alle durchlässig geworden war und die Menschen nicht mehr trennte, herrschte Freude, Optimismus und Aufbruchstimmung in der Stadt. Es gab einen guten Grund zum Feiern. Parties waren angesagt. Leerstehende Fabrikhallen boten viele Freiräume, die Kultur, insbesondere Veranstaltungen ohne hohe Kosten, ermöglichten. DJs wie *Wolle XDP* aus der DDR und *Westbam* und *Dick* aus Münster (Westfalen) organisierten in Berlin große Raves. Das von *Wolle* und *Thanith* begründete X-TATIC-DANCE-PROJECT initiierte ein innovativ-experimentelles Vorhaben, das durch seine Machart das Berliner Techno-Geschehen der nächsten Jahre maßgeblich prägte. Nirgends wurde nach dem Fall der Mauer im wiedervereinigten Berlin so radikal gefeiert wie an den TEKKNOZID-RAVES im ‚Haus der Jungen Talente‘ in der Klosterstraße in Berlin Mitte. TEKKNOZID waren die ersten Parties, an denen mehrere Tausend Personen stundenlang ekstatisch tanzten und dabei bündelten sich Energien zwischen den DJs und den Tanzenden in einem zuvor nie gekanntem Maße. Die damit verbundene intensive Erlebnisqualität gab vielen eine neue kulturelle Identität und ein neues Selbstwertgefühl.

Auf diesem Konzept aufbauend begannen die Brüder *Westbam* und *Dick* in Berlin mit der Veranstaltungsreihe MAYDAY, wobei die erste MAYDAY nicht nur eine Tanzparty, sondern vor allem auch eine Demonstration zur Rettung des von der Schließung bedrohten Radiosenders DT 64 war, das heißt, einen echten politischen Anstrich hatte.

In den Jahren nach der Maueröffnung öffneten in Berlin eine ganze Reihe neuer Klubs ihre Pforten für die Raver, wobei einige weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt wurden und echten Kultstatus erlangten wie das PLANET, der TRESOR, der BUNKER oder das E-WERK.

Hoffnungen auf eine gute Zukunft und rege schöpferische Phantasien beflügelten die immer größer werdende „Raving Society“ in Berlin. Offenheit und der überall spürbare Drang durch neue Impulse angeregt zu werden sowie die unersättliche Lust am Feiern prägten in den frühen 90er Jahren das Erscheinungsbild der Techno-Szene an der Spree. Die Ausstrahlung dieser Szene verfehlte ihre Wirkung nicht und lockte immer mehr Menschen in die Stadt. Jahr für Jahr verdoppelte oder verdreifachte sich gar die Zahl der Teilnehmer an der LOVE PARADE. Berlin war Mitte der 90er Jahre eine Techno-Metropole.

Zum Feiern wurden jede Menge Partydrogen konsumiert, vor allem Ecstasy, aber auch Zauberpilze, LSD und andere Psychedelika (die Seele erhellende Drogen). Da viele Raver oft mehrere Tage rund um die Uhr von Party zu Party pilgerten, wurde auch immer mehr Speed geschnupft, um den schier endlosen Tanzmarathon durchstehen zu können. Erst an der allerletzten After-Hour-Party wurde dann meistens nur noch Haschisch geraucht, um runter zu kommen und zu entspannen.

Der Kommerz und die Vertreibung aus den angestammten Klubs

Gemäß Mietvertrag vom 9. März 1993 zwischen der Treuhandanstalt Berlin, vertreten durch die Liegenschaftsgesellschaft der Treuhandanstalt mbH, vertreten durch die BBT Treuhandstelle des Verbandes Berliner und Brandenburgischer Wohnungsunternehmen GmbH als Vermieter und den Betreibern des E-WERK als Mieter hatten die Mieter monatlich

6.- DM pro Quadratmeter als Mietzins zu bezahlen. Zwei Jahre später, nachdem die Mieter weit mehr als eine halbe Million DM (genau 567.682.- DM) in den Ausbau und in die Sicherung des Mietobjektes investiert hatten, forderte die BBT Treuhand gemäß 3. Nachtrag zum Gewerbemietvertrag vom 21. Februar 1995 jeden Monat 50.- DM Mietzins pro Quadratmeter im Tanztempel (+733%).

Wenn Gewerkschaften die Löhne um drei oder vier Prozent erhöht wissen wollen, dann jammert sowohl der Arbeitgeberverband wie auch die Regierung und alle lamentieren, daß der Standort Deutschland gefährdet sei. Doch wenn die Mieten jedes Jahr um ein paar Hundert Prozent erhöht werden, dann sprechen die letztgenannten immer von freier Marktwirtschaft. Doch gerade diese von Geldgier getriebene freie Marktwirtschaft führte zum Aus zahlreicher Klubs in Berlin, da die Preise für den Eintritt und für die Getränke natürlich nicht entsprechend der geforderten Mieterhöhungen angehoben werden konnte. Klubschließungen und der Verlust von Arbeitsplätzen waren die Folge, ganz abgesehen von der Tatsache, daß dadurch die kulturelle Vielfalt in der Hauptstadt Deutschlands merklich an Glanz verloren hat. In gewissen Gegenden konnte man Ende der 90er Jahre eine regelrechte kulturelle Verödung beobachten. Wo einst die Partykultur pulsierte, stehen heute nicht selten neue übergroße Bürogebäude, die teilweise seit Jahren leer stehen.

Um dem Kostendruck entgegen zu wirken, mußten viele Klubbetreiber den Umsatz mit allen Mitteln steigern. Sie verwandelten die Tanztempel in Konsumtempel und animierten ihre Kundschaft mehr teure, das heißt hochprozentige, alkoholische Getränke zu konsumieren. Da Alkohol nur in geringen Mengen anregend wirkt, in größeren Mengen jedoch die Müdigkeit befördert, konsumierte in der Folge die Kundschaft auch zusehends mehr Amphetamin und Methamphetamin, da diese Substanzen einerseits lange wach halten und andererseits die subjektive Wahrnehmung der Alkoholwirkung unterdrücken. So führte die stetig zunehmende Kommerzialisierung großer Bereiche der Technoszene zu einer nachhaltigen Veränderung der gebräuchlichsten Konsummuster.

In zahlreichen Klubs wurde die Partystimmung aufgrund der veränderten Konsummuster so stark in Mitleidenschaft gezogen, daß vor allem die älteren Partygänger sich von der Szene abwendeten und fernblieben, da sie das einst für diese Szene typische friedfertige Gemeinschaftsgefühl innerhalb der Partyfamilie vermißten. Viele vor allem sehr junge Partygänger, die erst nach Beginn der massiven Kommerzialisierung zur Szene gestoßen sind, konnten nie nächtelang an ekstatischen Parties feiern und kamen nie in den Genuß jener Hochstimmung, die Techno zu dem gemacht hatte, was es einmal war. Durch die Kommerzialisierung wurde Techno zum Mainstream und verkam dann immer mehr zur Popmusik der Jahrtausendwende und die meisten Klubs hatten weit mehr Gemeinsamkeiten mit bürgerlichen Diskotheken als mit echten Tanztempeln.

Da in den meisten sogenannten „angesagten“ Klubs vor allem die Konsumenten von Alkohol, Speed und Kokain für die Stimmung auf der Tanzfläche und an der Bar tonangebend sind, ziehen sich die erfahrenen Psychonauten zusehends immer mehr in den Underground zurück und schaffen sich neue Foren als Basis für weitere kulturelle Entwicklungen und neue Rahmenbedingungen, um sich gemeinsam mit anderen ekstatisch in den Rausch zu tanzen. Durch diesen Trend bedingt kann der in den späten 80er und frühen 90er Jahre gesammelte Erfahrungsschatz aus der Partykultur (Genußkultur und insbesondere Drogengenußkultur) nur einem von der Anzahl her sehr begrenzten Personenkreis vermittelt werden.

Berlin zwölf Jahre nach der Maueröffnung

Als Berlin Hauptstadt der DDR war, sprudelten sowohl im Osten als auch im Westen die Brunnen in den Parks und auf öffentlichen Plätzen. Zwölf Jahre, nachdem Berlin Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland wurde, sprudeln in der Stadt fast ausschließlich nur noch Brunnen, die einen privaten Sponsor haben, und das sind vor allem Brunnen in Citylage. Brunnen in den Randbezirken und in Wohnquartieren sind zumeist versiegt und werden nicht

selten nur noch als Abfallplatz mißbraucht. Dieses Beispiel zeigt symptomatisch, wie sich die Lebensqualität in Berlin in den letzten Jahren verschlechtert hat.

Berlin machte immense Schulden – jedoch nicht für die Kultur

Kurz nach der Wende zu Beginn der 90er Jahre hatte das Land Berlin etwa acht Milliarden Euro (15,8 Milliarden Mark) Schulden. Aktuell ist Berlins Schuldenberg auf 39 Milliarden Euro (76,28 Milliarden Mark) angestiegen. In gut zehn Jahren ist Berlins Schuldenlast um 31 Milliarden Euro (60,6 Milliarden Mark) angestiegen. Pro Einwohner der Stadt sind das knapp 9.000 Euro (17.600 Mark). Trotz dieser massiven Schuldenanhäufung hat die Lebensqualität für viele Berliner überhaupt nicht zugenommen, für viele Kulturschaffende hat sie sogar drastisch abgenommen, da an der Kultur am meisten gespart wurde. Gab es nach der Wende zahlreiche große leerstehende Hallen, die für kulturelle Zwecke genutzt werden konnten, so gibt es heute kaum noch bezahlbare Räumlichkeiten, in denen man große Parties feiern kann. Berlin als Stadt hat nichts in die aufstrebende Kultur investiert, sondern hat tatenlos der Vertreibung der Szene aus den Tanztempeln zugeschaut, ja zuweilen diesen Verdrängungsprozeß sogar befördert.

Berlin – ungeliebte Hauptstadt der Deutschen?

Zu Mauerzeiten bekam das Land West-Berlin etwa 10,2 Milliarden Euro (20 Milliarden Mark) pro Jahr, um wirtschaftlich überleben zu können. 1995 spendierte der Bund nur noch 5,6 Milliarden Euro (elf Milliarden Mark) an das inzwischen vereinigte Berlin und fuhr diese Unterstützung in den vergangenen Jahren auf null zurück. Keine Region hätte nach Meinung von Experten des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) eine solch „harte Zäsur“ ohne Probleme verkraften können, zumal durch die Wiedervereinigung extreme Kosten auf die Stadt zukamen.

In Berlin investierte der Bund zwar viele Milliarden für den Neubau oder für die Instandsetzung von Regierungsgebäuden und für eine moderne Infrastruktur für den aus Bonn nach Berlin zugezogenen Beamtenapparat sowie in diverse Prestigeobjekte, doch für die Berliner selbst blieb kein Geld übrig. So bröckelt der Putz mehr denn je in den Kindertagesstätten und Schulen, die Universitäten müssen Professoren entlassen und Fachbereiche schließen. Der Bund läßt seine Hauptstadt verkommen.

Ratten, Müll, Gesindel und die rote Karte für die CDU

Klaus Landowsky, früherer Fraktionschef der CDU und früherer Vorstandschef der Berliner Hyp (Tochtergesellschaft der mehrheitlich landeseigenen Bankgesellschaft Berlin) sagte 1997 in Bezug auf die zur LOVE PARADE nach Berlin strömenden Raver aus aller Welt und den Müll, den diese nach der Tanzparade hinterlassen: *„Es ist nun einmal so, daß dort wo Müll ist, Ratten sind und daß dort, wo Verwahrlosung herrscht, Gesindel ist. Das muß in der Stadt beseitigt werden.“* Damals ahnte Landowsky sicher nicht, daß er selbst für die Verwahrlosung der Stadt mitverantwortlich gemacht und als „Gesindel“ aus dem politischen Leben beseitigt werden wird.

Im Januar 2001 tauchten bei der Berliner Hyp, an deren Spitze Landowsky stand, Risiken aus einem 300-Millionen-Euro-Kredit an die Aubis-Gruppe, einer Bau- und Immobilien Firma, auf. Im Februar 2001 bestätigte Landowsky die Annahme einer Barspende für die CDU von einem Aubis-Manager, die nicht korrekt verbucht worden war. Im März mußte Landowsky als Vorstandschef der Berliner Hyp zurücktreten. Neue Wertberichtigungen bei dem Institut und der Landesbank wurden bekannt und es zeichnete sich ein Verlust in Milliardenhöhe ab. Im Juni 2001 zerbrach unter anderem in Folge der Haushaltskrise durch die Schwierigkeiten bei der Bankgesellschaft die CDU/SPD-Koalition. SPD und Grüne bildeten mit der Duldung der PDS einen neuen Senat. Die CDU wurde in die Oppositionsrolle verdammt. Das Abgeordnetenhaus stellte zur Rettung der Bankgesellschaft zwei Milliarden Euro (3,9

Milliarden Mark) für eine Kapitalerhöhung der Bank in den Nachtragshaushalt. Im September wurde ein ehemaliger Mitarbeiter der Aubis-Gruppe tot im Grunewald aufgefunden. Der als Zeuge gesuchte Mann hatte vor seinem Verschwinden davon gesprochen, daß er „sich bedroht von den Handelnden bei Aubis“ fühlte. Die Staatsanwaltschaft führte inzwischen mehr als 70 Ermittlungsverfahren wegen Geschäften der Bankgesellschaft.

Vielen Berlinern wurde im Sommer 2001 klar, wer in dieser Stadt die schlimmsten „Ratten“ die zum übelsten „Gesindel“ gehören, sind. Bei den vorgezogenen Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus am 21. Oktober 2001 mußte die CDU erdrutschartige Verluste hinnehmen. Im sozial schwächsten Bezirk Berlins, Friedrichshain-Kreuzberg, in dem die meisten Klubs der Technoszene angesiedelt sind, büßte die CDU die Hälfte ihrer Stimmen ein.

Berlin, eine gesplante wiedervereinigte Hauptstadt

Bei der Wahl zum Abgeordnetenhaus im Oktober 2001 gewann die PDS im früheren Ost-Berlin (1,3 Millionen Einwohner) sämtliche 32 Direktmandate, im früheren West-Berlin jedoch kein einziges. Der Ostteil der Stadt hielt der PDS nach wie vor die Treue. Fast jeder zweite Urnengänger zwischen dem mondänen Kiezbezirk Prenzlauer Berg und den Plattenbausiedlungen in Marzahn, Hellersdorf und Hohenschönhausen machte sein Kreuz bei der Partei der Demokratischen Sozialisten. In den Bezirken Lichtenberg und Marzahn-Hellersdorf erzielten 12 der 14 von der PDS aufgestellten Direktkandidaten nicht nur die relative, sondern auch die absolute Mehrheit mit Stimmanteilen von bis zu 56 Prozent.

Im Westteil der Stadt (2,1 Millionen Einwohner) ging ein Direktmandat an die Grünen (Bezirk Kreuzberg), 19 an die CDU und 26 an die SPD. Im eher kleinbürgerlichen Reinickendorf gewann die CDU sogar alle sechs Direktmandate. Im Westteil der Stadt erreichte jedoch kein einziger Direktkandidat die absolute Mehrheit.

Insgesamt kam die SPD auf 29,7 Prozent, die CDU auf 23,8 Prozent, die PDS auf 22,6 Prozent, die FDP auf 9,9 Prozent und die Grünen auf 9,1 Prozent.

Ein zum Glück gescheiterter Versuch: Die Ampelkoalition

Nach Sondierungsgesprächen begannen die Spitzenvertreter von SPD (Parteifarbe Rot), FDP (Parteifarbe Gelb) und Grünen am 8. November 2001 mit den Koalitionsverhandlungen für eine Ampelregierung. Der Bundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) hatte zuvor mit Nachdruck eine deutliche Vorliebe für diese Richtung erkennen lassen. Aufgrund der Entscheidung in der Hauptstadt eine Ampelkoalition zu etablieren, hatte sich in den Party-Szenen allerdings Unmut breit gemacht, da der Ostteil der Stadt einmal mehr durch eine Regierung westlich dominierter Parteien ausgegrenzt werden sollte und die Stadt wieder mehr vom Geist der Spaltung als von einem Geist der Wiedervereinigung gezeichnet worden wäre. Nach der Wende wurden die Szenen von einem Geist des Glaubens an eine bessere Zukunft beflügelt und es entstand ein Berlin, das vielerorts euphorisch als Techno-Hauptstadt gefeiert wurde.

Im neuen Jahrtausend war sowieso vielen auf Grund der sozialen Misere nicht mehr nach Party und Feiern zumute, so daß eine Trendänderung in den Drogenkonsummuster zu beobachten war. Sozial und gesellschaftlich Ausgegrenzte und Frustrierte neigen eher zu Flucht- und Dumpf-Drogen und weniger zu psychedelischen oder entaktogenen Substanzen. Es kam somit mit einem signifikanten Anstieg des Alkohol- und Opiatkonsums sowie zu einer Zunahme an gewalttätigen Szenen, in denen vor allem (Meth-)Amphetamin und Alkohol konsumiert werden.

Einige Klubs an der Ausgehmeile Mühlendamm in Berlin Friedrichshain haben sofort nach der fatalen Entscheidung der SPD-Mehrheit, eine Ampelkoalition bilden zu wollen,

vorsorglich ihr Personal an der Tür und auf den Parkplätzen verstärkt, da Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Gangs zu befürchten waren. Die bislang beobachteten verbalen Streitigkeiten und manchmal auch äußerst handfesten Auseinandersetzungen zwischen den Kindern der reichen Wohlstandsbürger aus den von CDU-Mehrheiten geprägten Stadtteilen Reinickendorf, Zehlendorf, Steglitz und Dahlem, die vor allem Kokain schnupfen und Hochprozentiges trinken, und den Autonomen aus Kreuzberg, Mitte und dem Prenzlauer Berg, die vorwiegend LSD, Ecstasy und Amphetamin konsumieren, und den aus den Plattensiedlungen der östlichen Bezirke stammenden „Techno-Nazis“, die sich viel Alkohol und Methamphetamin einverleiben, waren in letzter Zeit im Zunehmen begriffen. Eine Ampelkoalition und die damit verbundene Ausgrenzung der Ost-Berliner ließ Befürchtungen einer weiteren Eskalation der Gewalt im Umfeld der Klubs aufkommen. Auf die Hilfe der Polizei ist erfahrungsgemäß kaum zu zählen, da diese bei Ausschreitungen seitens rechtsgerichteter Jugendlicher zumeist erst nach den dramatischen Höhepunkten anrückt – so klagten zumindest die meisten der befragten Türsteher und Parkplatzwächter.

Zum Glück scheiterten die Koalitionsverhandlungen am 4. Dezember 2001 und alle drei beteiligte Parteien erklärten die Verhandlungen für beendet. Die SPD entschied sich nun für Verhandlungen mit der PDS. In der Folge wurde dann am 17. Januar 2002 ein rot-roter Senat gewählt. In großen Teilen der Szene im Party-Kiez am Mühlendamm in Friedrichshain wurde diese Entwicklung mit großer Genugtuung aufgenommen.

Beobachtungen aus dem Umfeld des heutigen Partylebens

Gute Klubs in Berlin haben heute fast durchgängig gemischt ethnische Crews an der Tür: Deutsche, Türken, Kurden und manchmal auch noch Schwarze. Dies bietet Gewähr für einen friedlichen Ablauf der Veranstaltung.

Frust, Rivalitäten und Gewalt

Durch den zunehmenden Frust im Ostteil der Stadt haben die extrem rechten Gruppierungen derzeit wieder mehr Zulauf und die Belästigungen und Übergriffe aus diesen Kreisen sind wieder deutlich am zunehmen. Alkoholisierte Methamphetamin-Freaks (Methamphetamin gilt als Hitlers Wunderdroge) müssen sich beweisen, daß ihre Droge besser sei als die Yuppie-Droge Kokain und darum riskieren die Konsumenten der letzteren, wenn sie nach der Party in einen dicken BMW oder Mercedes auf dem Parkplatz einsteigen, von den zuerst Genannten eins aufs Maul zu kriegen.

Behörden, Drogenkonsummuster und die Realität

Der bei der BZgA als PDF-Datei abgelegte Bericht zu den Drogenkonsummustern in der Techno-Party-Szene und deren Veränderung in längsschnittlicher Perspektive (Blaue Reihe Band 14) von Peter Tossmann, Susan Boldt und Marc Tensil, der nicht einmal zwischen Amphetamin und Methamphetamin unterscheidet, wirkt, obwohl erst im Jahr 2001 veröffentlicht, antiquiert und hat mit der heutigen Situation in Berlin recht wenig zu tun.

Da das Mißtrauen gegenüber so ziemlich allen behördlich unterstützten Institutionen bei den ganz jungen Leuten in den Szenen wesentlich größer ist als vor einem halben Jahrzehnt, wird es wohl auch wesentlich schwieriger sein, über die genauen Ausmaße und Formen der neueren Konsumtrends richtige Informationen zu bekommen als in den letzten Jahren. In den 90er Jahren wurden viele Chancen zu einer gesellschaftlichen Integration subkultureller Strömungen verpaßt, die Offenheit, wie sie noch Mitte der 90er Jahre gegeben war, wurde zu oft mißbraucht, Szeneaktivisten hintergangen und getäuscht, so daß die Ausgangssituation für Forschung und „Prävention“ heute eine völlig andere ist als seinerzeit.

Generell nimmt derzeit in weiten Kreisen der Frust zu und es wird weniger gefeiert. Ein Getriebensein und eine Suche ohne Perspektive fündig zu werden macht sich immer mehr

bemerkbar. Entsprechend haben sich die Konsummuster geändert. Es werden vermehrt dissoziative Drogen (Ketamin, GHB), massiv mehr Fluchtdrogen (Alkohol, Opiate, Psychopharmaka) und auch signifikant mehr Leistungsdrogen (Amphetamin, Methamphetamin, Kokain) konsumiert, jedoch deutlich weniger Psychedelika (LSD, Pilze, Ecstasy). Cannabisprodukte sind nach wie vor beliebt und werden in nahezu allen Kreisen im Umfeld der Partyszenen gerne konsumiert.

Sabbat in Berlin

Am Sabbat, 1. Dezember 2001, wurde die Welt durch entsetzliche Bilder aus dem Herzen der Hauptstadt Deutschlands aufgeschreckt. Diese Bilder zeigten Wasserwerfer der Polizei, die vor der Neuen Synagoge betende Juden und Anti-Nazi-Demonstranten wegspritzten, Tränengasbomben der Polizei, die mitten in die Gruppe der jüdischen Gläubigen einschlugen und einen Rabbi, der völlig durchnässt bei Eiseskälte auf der Straße saß.

Das Vorgehen der Polizei hat in weiten Kreisen der Technoszene Bestürzung und Betroffenheit ausgelöst und nicht wenige schämten sich danach, Berlinerinnen oder Berliner zu sein.

Seit Wochen hatte es Proteste aus dem In- und Ausland gegeben. Die Berliner Innenverwaltung, so der Vorwurf, habe ohne jeglichen politischen Instinkt einen Marsch von Neonazis durch das jüdische Scheunenviertel genehmigt. Doch in Wirklichkeit hatten sich die Anmelder der Demonstration und die Innenverwaltung bereits am 6. November auf eine Route außerhalb dieses Viertels zum Nordbahnhof geeinigt. Innensenator Ehrhart Körting (SPD) hielt es nicht für nötig, die Jüdische Gemeinde darüber zu informieren, daß der NPD-Aufmarsch nicht durch ihr Viertel ziehen werde. Dafür mußte sich der Innensenator nicht nur von der Opposition heftige Kritik anhören, sondern auch der Justizsenator Wolfgang Wieland (Bündnis 90/Die Grünen) äußerte Unverständnis darüber, daß Körting die Öffentlichkeit an der Nase herumgeführt habe.

Daß die Polizei die Gegendemonstranten nicht zur Wehrmachtsausstellung durchlassen wollte und sie ausgerechnet vor der Neuen Synagoge stoppte, ist selbst für den Innenexperten der Grünen, Volker Ratzmann, nicht nachvollziehbar und löste bei vielen in der Stadt Empörung aus. Aber auch die Innenexpertin der PDS, Marion Seelig, kritisierte den martialischen Polizeieinsatz vor der Synagoge als unverhältnismäßig. Gegenüber den Neonazis verhielt sich die Polizei wesentlich zurückhaltender. Obwohl die Rechten nach der offiziellen Beendigung der Demonstration am Nordbahnhof alle drei Strophen des Deutschlandliedes sangen (nur die dritte ist erlaubt) und lang und lauthals die in Deutschland verbotene Parole „Ruhm und Ehre der Waffen-SS“ skandierten, ließ die Polizei die Demonstranten gewähren.

Vor allem Raver, die anlässlich der Pro-Fuckparade-Kundgebung „für Demonstrationsfreiheit und freie Wahl der (friedlichen) Mittel“ am 14. Juli 2001 stundenlang in Polizeigewahrsam genommen wurden, nur weil sie ein tragbares Radiogerät mit sich führten, konnten die Taktik und die Vorgehensweise der Polizei überhaupt nicht verstehen und schon gar nicht akzeptieren. Aber auch Raver, die sich bisher nicht politisch engagierten, brachten an zahlreichen Diskussionen am Wochenende ihre Empörung zum Ausdruck und bekundeten ihre Wut. Einige schämten sich für ihre Stadt und ihr Land.

Die Stimmung an den Parties der folgenden Nächte war vielerorts merklich getrübt. Das Bedürfnis, sich zu betäuben, war größer als sonst. Einmal mehr verging einigen die Lust am Feiern in Berlin.

**Drogen
in
hohen
Dosen
gefährden
Ihre
Gesundheit!**



Sehr geehrte Damen und Herren,
als ich vor genau einer Woche angefragt wurde dieses Impulsreferat zum Thema Sekundärprävention zu halten, war mein erster spontaner Gedanke – „warum nicht!?, das sollte doch in der Kürze der Zeit zu schaffen sein.“

Ich beschäftige mich seit einigen Jahren sowohl theoretisch als auch in unterschiedlichen Bereichen praktisch mit der Thematik der Sekundärprävention.

Wenige Sekunden später jedoch machte sich ein gewisses Zögern bei mir breit, es regten sich die ersten Zweifel. Ich möchte Ihnen kurz mitteilen worin diese Zweifel begründet liegen. Der Begriff der Sekundärprävention, und ich möchte betonen – nur der Begriff – ist in seiner Abgrenzung zur Primär- und Tertiärprävention recht deutlich. Die Füllung dieses Begriffes mit umfassenden und vor allem ganzheitlichen Konzepten ist aus meiner Sicht allerdings noch zu unspezifisch.

Die Idee, über einen Bereich zu referieren, dessen Ausgestaltung noch in den Anfängen begriffen ist, begründete meine Gedanken ein wenig ins Zweifeln zu geraten.

Dementsprechend kann es also zum heutigen Zeitpunkt nur Ziel sein, den momentanen Stand der Sekundärprävention, wie er sich aus meiner Sicht darbietet, kritisch darzustellen und einen Ausblick auf die zukünftig zu klärenden Fragen und offenen Handlungsfelder zu geben.

Der Vortrag ist in drei Teile aufgebaut.

Beginnen werde ich mit einer geschichtlichen Herleitung. Ich werde verkürzt aufzeigen, wie sich Suchtprävention in den vergangenen Jahren entwickelt und verändert hat.

Daran anschließend stelle ich Ihnen einige Thesen zur besseren Differenzierung des Ansatzes der Sekundärprävention vor. Ich werde auf Ziele eingehen, auf grundlegende Haltungen, aber auch deutliche konzeptionelle und strukturelle Lücken aufzeigen.

Im dritten Teil werde ich Ihnen das Fortbildungskonzept „MOVE“ (Motivierenden Kurzintervention bei konsumierenden Jugendlichen) vorstellen. Dieses Konzept wird gerade in NRW von der „Landeskoordinierungsstelle für Suchtprävention Ginko e.V.“ unter wissenschaftlicher Begleitung der Uni Bielefeld entwickelt und im Bereich der Jugendhilfe erprobt.

Geschichte der Prävention:

Um einen Überblick über das Spektrum der Suchtprävention zu erlangen, bietet es sich an, einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung zu werfen.

Die Suchtprävention der vergangenen Jahrzehnte lässt sich in unterschiedliche Phasen einteilen.

Phase 1 der Suchtprävention (Ende der 60er Jahre bis Mitte der 70er) war gekennzeichnet durch Abschreckung und Verdeutlichung der repressiven Maßnahmen bei Drogeneinnahme. Prävention sollte in erster Linie potentiellen KonsumentInnen von Drogen Angst machen.

Drogenkonsum wurde als abweichendes Verhalten eingestuft, und dementsprechend missachtet – missachtet im wörtlichen Sinne – also auch eine Miss-Achtung der KonsumentInnen. Abweichende Lebensstile wurden ausgegrenzt, KonsumentInnen wurden stigmatisiert und als defizitäre Wesen betrachtet.

Sie kennen bestimmt Bilder von Raucherlungen, die Ihnen zur Abschreckung gezeigt wurden, oder Bilder von zerstochnen Unterarmen. Bilder, die mit Sicherheit bei vielen von uns eine gewisse Wirkung erzeugten. Aber wie lange hat diese Wirkung angehalten? Oft haben Schülerinnen und Schüler nach solchen Unterrichtseinheiten auf diesen Schock hin erst mal eine Zigarette geraucht.

Wenn überhaupt, funktioniert Abschreckung nur dann, wenn sie uns in unserer momentanen Lebenssituation erreicht. Die Lektüre des Buches „Christiane F.“ war für mich zwar interessant, persönlich erreicht hat mich der Inhalt des Buches aber nicht – meine Lebenswelt sah anders aus.

Primärprävention war einseitig, undifferenziert, substanzspezifisch und hatte die Verhinderung von Drogenkonsum zum Ziel

Phase 2:

Anfang der 80er Jahre vollzog sich dann ein Paradigmenwechsel. Nicht mehr die Drogenprävention (also die Verhinderung von Konsum), sondern die Suchtprävention, also die Stärkung von gesundheitsfördernden Ressourcen wurde zum neuen Leitbild.

Suchtprävention orientierte sich am Begriff der Gesundheitsförderung.

Die reine Substanzorientierung trat zunehmend in den Hintergrund. Statt dessen setzte man auf die Förderung von allgemeinen Lebenskompetenzen, auf Konfliktbewältigung und auf das Kennenlernen von Alternativen zum Drogenkonsum (z.B. durch Erlebnispädagogik). Es

ging darum, eigene Stärken und Schwächen kennen zu lernen. Kurzum, oberstes Ziel war es, „Kinder stark zu machen“. Stark genug gegen Drogen, stark genug gegen Sucht.

Suchtprävention verschiebte sich von der Ursachenorientierung und hatte zum Ziel, möglichst früh an den jeweiligen Lebenskompetenzen der Kinder und Jugendlichen anzusetzen. Suchtprävention verstand sich als Beziehungsarbeit und war auf langfristige Prozesse angelegt.

Dieses Konzept richtete sich eindeutig an Nicht-KonsumentInnen und hatte zum Ziel, diese in ihrer Haltung zu stärken.

Es ist im Rahmen der Primärprävention auch heute noch gültig und richtungsweisend.

Primärprävention ist drogenunspezifisch.

Phase 3:

Diese primärpräventiven Angebote befriedigten natürlich in keinem Maße die Bedürfnisse der Gruppe der KonsumentInnen. Neue Substanzen wurden eingenommen und neue KonsumentInnengruppen entstanden, denen Informationen zu den von ihnen konsumierten Substanzen fehlten.

Vor allem die Entwicklung in der Techno- und Partyszene stellt die Prävention seit nunmehr über 10 Jahren vor neue Aufgaben.

XTC wurde zur sogenannten Modedroge und auch mit anderen Substanzen wie LSD, Speed, Kokain und Naturdrogen wurde wieder verstärkt experimentiert.

Differenzierte Informationen über Wirkungen, Nebenwirkungen, Möglichkeiten und Gefahren dieser Substanzen kamen aus der Szene heraus (z.B. die Partydrogen - Broschüre von Eve & Rave).

Substanzinformationen wurden ohne erhobenen Zeigefinger als akzeptierende, tabufreie und an der Realität der KonsumentInnen orientierte gesundheitliche Aufklärung verstanden und in direktem Austausch mit der Zielgruppe weitergegeben. Positive Aspekte von Substanzen hatten ebenso ihren Platz wie negative Aspekte.

Eine neue Phase der Suchtprävention war geboren, die **substanzspezifische Sekundärprävention**.

Wissen über Substanzen ist mittlerweile für jede Person leicht zugänglich. Wer will, hat Dank Internet die Möglichkeit, sich umfassend über Wirkweisen von Substanzen zu informieren.

Es wurde jedoch auch deutlich, dass eine rein an der Realität orientierte Substanzinformation bei vielen KonsumentInnen nicht ausreicht, um einen bewussten Substanzgebrauch zu erlernen. Das ist keine grundsätzliche Kritik an substanzspezifischer Sekundärprävention und stellt diese auch nicht in Frage, verdeutlicht aber, dass dieser Ansatz allein nicht ausreicht, um gesundheitsschädlichen Gebrauch zu verhindern.

Um es noch einmal deutlicher zu formulieren: Eigenverantwortliche Konsummuster und Konsumfrequenzen lernt man nicht zwangsläufig alleine durch Substanzwissen. Der Mensch, sein Konsumverhalten und seine Konsumkompetenzen müssen parallel zu den Substanzinformationen wieder in den Vordergrund rücken.

Sekundärprävention integriert drogenspezifische Ansätze und drogenunspezifische Ansätze.

Lassen Sie mich jetzt auf eine von den Berliner Kollegen Harvey Becker und Rainer Domes erstellte Folie eingehen, die diese Phasen noch einmal verdeutlicht.



Quelle: Dokumentation zur Fachtagung „Cannabis Konsum heute“, Hrsg. Therapieladen e.V. Berlin, Mai 1998

Auf dieser Folie werden noch einmal die unterschiedlichen Ziele von Primär- und Sekundärprävention deutlich.

Wichtig ist jedoch, dass keiner dieser Ansätze für sich den Königsweg postulieren kann. Die verschiedenen Ansätze können für unterschiedliche Menschen in unterschiedlichen Situationen jeder für sich sinnvoll sein.

Sekundärprävention sollte sich nicht zum Ziel setzen, primärpräventive Ansätze zu verändern, sie zu verdrängen oder ihnen den Rang abzulaufen, sie sollte sich als eine logische Ergänzung verstehen.

Wie aber kann, um nach diesem kurzen geschichtlichen Exkurs wieder zum eigentlichen Thema zurück zu kommen, eine sinnvolle inhaltliche Ausgestaltung einerseits, also eine Zielformulierung der Sekundärprävention aussehen und welche strukturelle Bedingungen müssen andererseits gegeben sein, um diese Inhalte sinnvoll ausfüllen und umsetzen zu können.

Zur Haltung:

- Drogenkonsum wird als mögliche Entwicklungsaufgabe akzeptiert
- Nicht jede Form von Drogenkonsum ist zwangsläufig riskant oder schädlich
- Sekundärprävention verfolgt keine zwangsläufige Abstinenz, sie versteht sich immer im Spannungsfeld zwischen Konsum und Abstinenz
- Daraus resultiert, dass die Veränderungsbereitschaft der KonsumentInnen realistisch eingeschätzt werden muss. Hierzu gibt das Modell der Veränderungsbereitschaft nach Prochaska und DiClemente eine gute Hilfestellung (Absichtslosigkeit, Absichtsbildung, Vorbereitung, Handlung, Aufrechterhaltung).

D.h., dass bei KonsumentInnen, die sich in der Absichtslosigkeit befinden, Konsum – gleichgültig in welcher Dimension sich dieser auswirkt – ausgehalten werden muss. In solchen Situationen kann sich Sekundärprävention nur drogenspezifisch gestalten (vgl. Abb. Folie, unten rechts).

- In erster Linie hat Sekundärprävention die Grundhaltung, möglichen Schaden zu minimieren, gesundheitsförderndes Verhalten zu unterstützen und gesundheitsschädigendes, bzw. gesundheitsschädliches Verhalten zu verhindern. (safer-use, drug-checking, Informationen...)
- Sekundärprävention hat nicht nur die weitaus kleinere Zielgruppe der riskant- und problematisch Konsumierenden im Blickfeld, sondern versucht auch für die unproblematisch Konsumierenden Ansprechpartner zu sein und Reflektionsmöglichkeiten bereitzustellen.

Zum Hintergrund:

Menschen, die sich mit Sekundärprävention beschäftigen, sollten deswegen über folgende Kompetenzen verfügen:

- Kenntnisse über Substanzen
- Kenntnisse bzw. Auseinandersetzung mit jugendkulturellen Phänomenen und Lebenswelten
- Empathievermögen und Lust, sich in diese Lebenswelten hineinzusetzen
- Konsumtrends und -muster kennen und deutlich differenzieren können
- Bereitschaft, sich mit den KonsumentInnen über Konsummotive und Konsumfrequenzen auseinander zu setzen
- Über Materialien und Methoden (z.B. MOVE, s.u.) verfügen, die dies ermöglichen

Ziele von Sekundärprävention:

- Verbessern des Risikomanagements
- Sekundärprävention will den Umschlagpunkt vom experimentellen zum missbräuchlichen Konsum verhindern, der hier nicht als Zwangsläufigkeit verstanden wird.
- Sekundärprävention richtet ihren Blick vor allem auf die Funktion, die Motive und die Bedeutung des Konsums
- Sekundärprävention fördert Selbstverantwortung, Genuss, Risikobewusstsein und Regelorientierung.
- Sekundärprävention kann und will langfristige therapeutische Beratungen nicht ersetzen. Sie sensibilisiert und verweist auf weiterführende Hilfen.
- Sekundärprävention thematisiert und fördert Kompetenzen, die bei riskantem Verhalten in riskanten Situationen hilfreich sein können.
- Sekundärprävention versucht problematischen Konsum zu identifizieren und negative Konsumkonsequenzen zu reduzieren

Dazu bedarf es folgender Angebote:

Ich benenne zu Beginn die Angebote, die in Ansätzen schon verwirklicht sind, bzw. für die Konzepte vorhanden sind:

- Unterschiedliche zielgruppenspezifische Angebote, niedrigschwellig und szenenah (real und virtuell)
- Substanzwissen (Broschüren, Flyer, Internet ...)
- Drug Checking (z.Zt. in Deutschland verunmöglicht, unterschiedliche Konzepte sind entwickelt worden)
- Konsumregeln (safer-use, Wissen über Schadensminimierung)

Ziele, deren Umsetzung noch nicht (ausreichend) verwirklicht sind, liegen zumeist im substanzunspezifischen Bereich:

- Austauschmöglichkeit über Rauscherfahrungen – über positive wie über negative, über noch nie erlebte Hochgefühle aber auch über Abstürze, Ängste, Depressionen etc.
- Reflektierter Blick auf eigene Ambivalenzen, Diskrepanzen
- Angebote von erlebnisorientierten Alternativen, die der individuellen und sozialen Bedeutung und der Funktion des Konsums eine andere Sichtweise ermöglichen
- Möglichkeiten (Methoden/Materialien) zur Selbsteinschätzung
- Konsumberatung
- Reflektionsmöglichkeiten über Konsummotive, Konsummuster

Diese Kompetenzen, die ein mündiger oder sozial integrierter Drogenkonsum meiner Meinung nach benötigt, sind schwer über die Lektüre von Substanzbroschüren oder Internetseiten zu erlernen. Hierzu bedarf es zusätzlich offener Räume, informativer Materialien, geschulter PädagogInnen, sozial verträglicher Reibungsflächen, innovativer Konzepte und geeigneter Projekte, die übertragbar und in alltäglichen Situationen anwendbar sind.

Wissen allein ersetzt in den seltensten Fällen personalkommunikative Prozesse und Auseinandersetzungen.

Broschüren des Therapieladens, wie z.B. der „Kiffertest“ und „Drogen und Du“ sind erste sinnvolle Ansätze hierzu, aber eben erst der Anfang. Und wenn sich ein Jugendlicher nicht traut mit den MitarbeiterInnen im Jugendzentrum über die Auswertung zu sprechen, weil diese keinerlei Gesprächsbereitschaft über Drogenkonsum zeigen, dann wird Auseinandersetzung über Konsummotive, evtl. Ambivalenzen etc. dort nicht stattfinden.

Fassen wir das bisher Gesagte in einigen prägnanten Thesen zusammen, kommen wir zu folgenden Ergebnis:

Thesen:

- Objektive Informationen über Substanzen sind unverzichtbar und müssen erweitert werden (Infos durch Drug-Checking, Infos zu Mischkonsum ...)
- Durch angelesenes Wissen entsteht in der Regel wenig Auseinandersetzung mit dem eigenen Drogenkonsum, mit Konsummuster und Konsummotiven
- Konzepte, die bewussten, selbstreflektierten und eigenverantwortlichen Umgang mit Substanzen fördern – und die Zielgruppe erreichen – sind bisher unzureichend
- Diese Konzepte müssen Jugendliche auf unterschiedlichen Wegen erreichen (personalkommunikativ auf Parties, übers Netz, durch Broschüren und über Anlauf- bzw. Beratungsstellen, die Aufforderungscharakter besitzen).

- Jugendliche müssen in alltäglichen Situationen AnsprechpartneInnen finden, die bereit und fortgebildet sind, über Konsum und Motive zu sprechen und Reibungsfläche zu bieten.
- Hierfür müssen Unterschiedliche Materialien entwickelt werden (Broschüren, interaktive Websites, etc), die dann auch sinnvoll genutzt werden können.
- Ebenso bedarf es eines größeren anwendbaren Methodenspektrums, mit dem Bezugspersonen von Jugendlichen sinnvoll Drogenkonsum thematisieren können.
- Kommunikation über Konsum – auch über positive Aspekte – darf nicht weiter tabuisiert werden.
- Sekundärprävention lebt nicht nur von Information, sondern kann auf Dauer nur durch personalkommunikative Ressourcen und Kompetenzen die gesteckten Ziele erreichen

Lassen Sie mich nun aber zu den institutionellen Lücken kommen.

Die institutionellen Lücken im Beratungssystem dürften Ihnen bekannt sein

- Die professionellen Beratungsstellen sind für die beschriebene Konsumentengruppe i.d.R zu uninteressant. Die Angebote der Drogenberatungsstellen scheinen der Zielgruppe nicht gerecht zu werden.
- Selbstorganisationen sind zumeist nur in den Ballungsgebieten entstanden und können aufgrund ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit nicht das leisten, was sie zu leisten im Stande wären.
- Mitarbeiter der Jugendhilfe sehen die Problematik im täglichen Umgang mit Jugendlichen – haben aber oft noch Unsicherheiten, eine fehlende Haltung oder fehlendes Wissen, um adäquat im Sinne der hier dargestellten Sekundärprävention mit den Jugendlichen ins Gespräch zu kommen. In Jugendeinrichtungen muss es möglich werden, dem Konsum offener und kompetenter als bisher zu begegnen. Das geht nur mit fortgebildeten MitarbeiterInnen.
Hierzu stelle ich Ihnen im Anschluss noch ein Fortbildungskonzept vor, das wir gerade in NRW entwickeln.
- Noch problematischer erlebe ich die Situation an den Schulen. In NRW haben wir es geschafft, primärpräventive Angebote so zu etablieren, dass diese für Schulen als Aushängeschild verstanden werden. Sekundärprävention in Schulen ist zumeist tabuisiert. Nur wenige Lehrerinnen und Lehrer wissen, wie sie konsumierenden Jugendlichen kompetent begegnen können.
- Viele Fachkräfte für Suchtprävention befinden sich in einem Interessens- und Ressourcenkonflikt. Sie sollen, so der immer stärker zu spürende Druck der Politik, „das eine tun und das andere aber nicht lassen“ – natürlich bei gleichbleibendem Zeitbudget.

Durch diese Ausführungen wird deutlich, dass es genügend Handlungsfelder und Ansatzpunkte gibt, innerhalb derer Sekundärprävention aktiv werden kann und sollte.

Das kann aber nur funktionieren, wenn Sekundärprävention nicht weiter als „Anhängsel“ der Primärprävention verstanden wird, das quasi nebenbei mitläuft oder aber hauptsächlich durch aktive Selbstorganisationen Verbreitung findet.

Deshalb sollte Sekundärprävention deutlicher als eigenständige Disziplin auftreten, die sich von Primärprävention aber auch von klassischer Beratung abzugrenzen weiß und die dort entstandene Lücke zu füllen bereit ist.

Ob diese Abgrenzung eine rein inhaltliche oder aber auch eine örtliche sein muss, dass bleibt noch zu klären.

Es geht nicht darum, Konkurrenzprodukte zu erstellen, sondern sichtbare Lücken zu füllen. Um diese Entwicklung, Koordination und Vernetzung zu gewährleisten, bedarf es meiner Meinung nach eigener Fachstellen für Sekundärprävention oder zumindest einer eigenen Abteilung in den bisher vorhandenen Fachstellen. Hier sollte es Zeit und Ressourcen geben, um gute Fortbildungsangebote zur Sekundärprävention für MultiplikatorInnen zu entwickeln, um diese dann in Schulen, in der Jugendhilfe und bei Ärzten und anderen Bezugspersonen von KonsumentInnen durchzuführen und anzubieten.

Aber auch für die Gruppe der KonsumentInnen müssen, wie oben durch das Thesenpapier verdeutlicht, neue Angebote entwickelt und durchgeführt werden, die auf die Bedürfnisse der Jugendlichen eingehen. Sowohl substanz- aber auch substanzspezifische Angebote müssen konzeptioniert, ausprobiert, überarbeitet, evaluiert und übergreifend koordiniert werden.

Und eines sollte deutlich geworden sein. Nebenbei ist das nicht zu leisten. Nur unter guten Bedingungen können gute Konzepte entwickelt werden.

Als strukturelles Vorbild hierfür kann die Umsetzung der primärpräventiven Fachstellen genommen werden, die anhand folgende Pfeiler dargestellt werden kann:

- MultiplikatorInnen Fortbildung (Grundlagen aber auch Methoden)
- Entwicklung, Durchführung, Evaluation von übertragbaren Pilotprojekten (für spezielle Zielgruppen, für Schulen, Jugendzentren etc.)
- Coaching und Begleitung dieser Projekte in Schulen, Jugendzentren etc.
- Erstellen von Materialien
- Konzeptstellungen
- Öffentlichkeitsarbeit
- Unterstützung von selbstorganisierten Projekten

Parallel dazu sollte diskutiert werden, ob und in welchem Umfang es Sinn macht, eigene niedrigschwellige sekundärpräventive Anlaufstellen für Jugendliche und junge Erwachsene zu entwickeln. Hier sollte das oben genannte Spektrum integriert sein und es sollte zusätzlich einen offenen, für Jugendliche ansprechenden kommunikativen Raum geben, der für kreative und kulturelle Projekte genügend Platz und Möglichkeiten bietet.

Diesen Teil meiner Überlegungen möchte ich mit folgender provokant formulierten These abschließen:

In der Sekundärprävention liegen noch viele ungeahnte Chancen und Ressourcen. Aber mit der Ressourcenorientierung hatte es das Drogenhilfesystem ja immer schon schwer.

MOVE – Motivierende Kurzintervention

Lassen Sie mich Ihnen nun das Konzept der Motivierenden Gesprächsführung (MOVE) vorstellen. Ein Konzept, das vor allem im Bereich der Jugendarbeit einen neuen Ansatzpunkt für die Sekundärprävention bieten wird.

Die „Landeskoordinierungsstelle für Suchtvorbeugung in NRW GINKO e.V.“ entwickelt dieses Konzept zur Zeit mit unterschiedlichen Experten aus Praxis und Forschung. Das Projekt wird von der Uni Bielefeld evaluiert.

Erreicht werden hiermit MultiplikatorInnen, denen durch dieses Konzept und die damit verbundenen Methoden ein sekundärpräventives Handwerkszeug für den Umgang mit konsumierenden Jugendlichen vermittelt wird.

Das 3-tägige Fortbildungskonzept beinhaltet:

- Grundlagen: zur Suchtentstehung, zu Substanzen, zur eigenen Haltung und Infos zur rechtl. Situation im Zusammenhang mit Drogen
- theoretische und praktische Auseinandersetzung mit dem transtheoretischen Modell nach Prochaska und DiClemente in Verbindung mit den Prinzipien der „Motivierenden Gesprächsführung“ von Miller und Rollnik.

MOVE versucht folgendem Bedarf gerecht zu werden:

- Gezielte Angebote für die Gruppe der drogenerfahrenen Jugendlichen sind notwendig.
- Konsumierende Jugendliche suchen von sich aus keine Beratungsstellen auf.
- Kontaktpersonen von Jugendlichen benötigen pragmatische Beratungskonzepte.

Motivierende Kurzintervention eignet sich besonders für riskant konsumierende Jugendliche

Motivierende Kurzintervention wurde bisher vor allem in der med. Praxis, z.B. im Beratungsgespräch zwischen Arzt und Patient, erprobt. Dabei wurde die Erfahrung gemacht, dass sich diese Art der Beratung besonders für Personen, die bereits riskant konsumieren, aber eine geringe Bereitschaft zur Veränderung haben oder sehr ambivalent sind, eignet. Dies spricht dafür, dass Motivierende Kurzintervention besonders für die Zielgruppe der konsumierenden Jugendlichen geeignet ist.

Motivierende Kurzintervention ist nicht abstinenzfixiert

Die Beratung versteht sich als ein Gesprächsangebot, das Jugendliche ermutigen will, sich mit eigenem Konsumverhalten auseinander zu setzen. Motivierende Kurzintervention will Jugendliche nicht davon überzeugen, dass Abstinenz gegenüber Drogen die einzige Alternative ist. Motivierende Kurzberatung will aber den Jugendlichen darin begleiten, über den eigenen Konsum und mögliche Gefahren zu reflektieren.

Kurze Interventionen – gute Ergebnisse – verschiedene Situationen

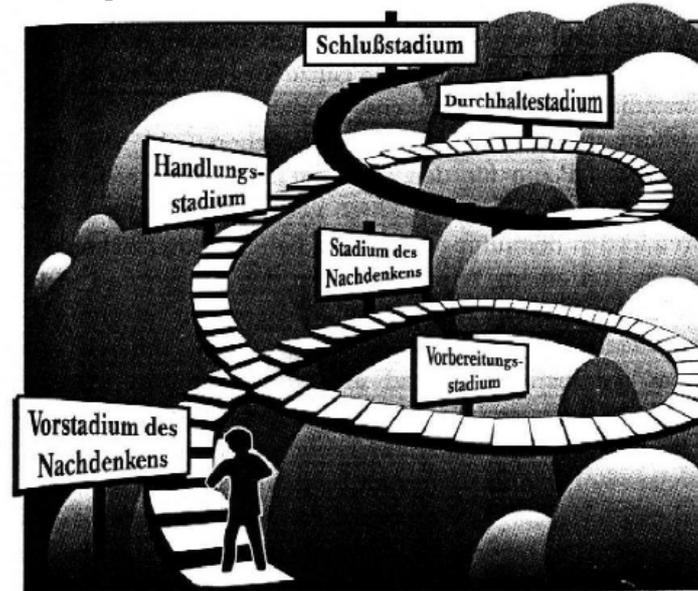
Motivierende Kurzintervention baut auf Erfahrungen aus unterschiedlichen Therapieansätzen – z.B. dem klientenzentrierten Ansatz nach Rogers und der sozialpsychologischen Theorie der Einstellungs- und Verhaltensänderung – auf und will Jugendliche für kurze Beratungsgespräche zugänglich machen. Unter kurzer Beratung wird i.d.R. ein Gespräch zwischen fünf bis max. 60 Minuten verstanden. Die Prinzipien der Motivierenden Kurzintervention haben gezeigt, dass auch kurze Beratungsgespräche gute Erfolge zeigen können, die vergleichbar sind mit langfristiger Beratung.

ENTSCHEIDEND dabei ist, dass durch Motivierende Kurzintervention Jugendliche erreicht werden, die sonst sowieso keine Beratung nutzen würden und für deren Bedarf kurze Denkanstöße passender und darum auch wirksamer sind als lange Beratungsgespräche.

Folie „Motivierende Kurzberatung“ sieht Veränderung als einen Prozess

Motivierende Kurzberatung sieht sowohl das Konsumverhalten als auch dessen Veränderung als einen Prozess. Es ist allgemeine Erfahrung, dass Veränderungen mehr als einen Tag Zeit brauchen und auch die Motivation zu Veränderungen Schwankungen unterworfen ist. Die klassische Montagsdepression eines XTC-Konsumenten, die oft den Vorsatz enthält „oh, demnächst sollte ich mal kürzer treten“, wird vermutlich nicht sofort am kommenden Wochenende umgesetzt.

Motivierende Kurzintervention will diesen Prozess der Veränderung genauer beobachten und in der Beratung darauf eingehen.



Motivierende Kurzintervention will die Motivation zur Veränderung stärken

Motivation ist ein zentrales Stichwort bei diesem Beratungsmodell. Motivierende Kurzberatung möchte herausfinden, wie motiviert die Jugendlichen, die uns da gegenüber sitzen, überhaupt sind, um etwas zu verändern. Wie kann ich diese Motivation innerhalb der Beratung stärken? Wie gehe ich mit Jugendlichen um, die auf den ersten Blick überhaupt nicht motiviert erscheinen, etwas zu verändern oder sich mit ihrem Konsumverhalten auseinander zu setzen?

Die „Motivierende Kurzberatung“ widmet dabei der Haltung des Beraters eine besondere Aufmerksamkeit. Es geht nicht darum, konfrontative Haltungen einzunehmen, die Widerstand erzeugen, das Gespräch in eine Sackgasse führen, sondern eine einfühlsame Gesprächsführung einzunehmen, die Ambivalenzen zulässt, die Motivation fördert, die mit Widerstand umzugehen weiß, Diskrepanzen aufdeckt und Veränderung fördert.

Motivierende Kurzintervention eröffnet neue Wege der Kommunikation zwischen Jugendlichen und Erwachsenen über Konsum

Motivierende Kurzintervention bietet PädagogInnen kein fertiges Konzept für schwierige Situationen im Umgang mit jugendlichen KonsumentInnen. Motivierende Kurzintervention will aber Denkanstöße geben, wie der Dialog über Konsum zwischen Jugendlichen und Erwachsenen gestaltet und verbessert werden kann. Motivierende Kurzintervention will und kann langfristige Therapien – sofern diese notwendig sind – nicht ersetzen.

Motivierende Kurzintervention sollte darum auch auf weiterführende Hilfsangebote verweisen.

Weitere Informationen über „MOVE“ sind zu erhalten bei:

Ginko e.V.
Landeskoordinierungsstelle für Suchtprävention in NRW
Kaiserstr. 90
45468 Mülheim/R
0208/30069-31
<http://www.ginko-ev.de>

4 Kurz-Statements der veranstaltenden Projekte zum Konferenzthema

4.1 BOA e.V., Jugend- und Drogenberatung Beratung Marzahn von Anneke Groth

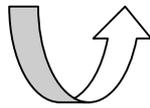


Jugend- und Drogenberatung BOA - Marzahn Bedarfe im Bereich Sekundärprävention für PartydrogenkonsumentInnen

Die Präventionsarbeit bei BOA e.V. basiert auf der Zusammenarbeit mit Jugendlichen, Eltern und MultiplikatorInnen, um so das Risiko des Auftretens von Folgeschäden nach Drogenkonsum und Suchtentwicklungen zu minimieren. Es hat sich dabei gezeigt, dass Abstinenz nicht in allen Fällen eine geeignete Zielstellung ist. Im Mittelpunkt steht deshalb eine pragmatisch ausgerichtete Sekundärprävention, die neben Substanzaufklärung auch die Einübung eines selbstverantwortlichen, genussfähigen, regelorientierten und kontrollierten Umgangs mit den einzelnen Substanzen beinhalten kann.

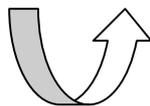
Vor diesem Hintergrund sehen wir u.a. folgende dringende Bedarfe:

- Etablierung weiterer spezifischer Beratungsangebote für PartydrogenkonsumentInnen mit sekundärpräventiven Zielsetzungen (Safer-Use/Schadensminimierung);
- Schaffung von Orten, an denen Jugendliche sich, jenseits gesellschaftlicher Konventionen, über Drogen und ihren Gebrauch austauschen können und gleichzeitig kompetente und offene Ansprechpartner vorfinden (bspw. im Sinne eines Kontaktladens);
- Differenzierung vorhandener Präventionsangebote im Hinblick auf unterschiedliche Zielgruppen und Entwicklung neuer zielgruppenspezifischer Konzepte und Angebote;
- Vernetzung von Jugend- und Drogenhilfe durch paritätisch besetzte Schnittstellen (AG Prävention) und Seminare, Schaffung gemeinsamer Angebote;
- Bündelung der Kräfte im Gesamtberliner Raum, sukzessive Differenzierung und Harmonisierung der Angebote im Bereich Sekundärprävention.



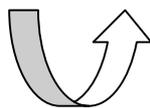
Unklarheit über Grundhaltungen im Umgang mit Konsumenten führen zu nicht hilfreichen Entweder-Oder-Kategorisierungen

- Konsumakzeptanz – Abstinenzorientierung
- Substanzenorientierung – Lebenskompetenzförderung
- Differenzierter Blick und Einschätzungsvermögen fehlen, die die Entwicklung klarerer Haltungen der Konsumenten ermöglichen



Sekundärprävention sollte offensiver verschiedene Ziele mit verschiedenen Zielgruppen abstimmen

- Sollte nicht nur Risikogruppen im Blick haben, sondern wie auch in der Alkohol-Sekundärprävention, alle Konsumenten
- Wer braucht Konsumberatung, wer safer-use, wer Klärungsprozesse und wer weiterführende Hilfe
- Offensivere und ernstgemeinte Auftragsklärung mit den Konsumenten
- Nicht nur Prävention des Gebrauchs sondern Prävention des Missbrauchs



Sekundärprävention ‚verwässert‘ im Meer anderer psychosozialer Angebote

- Benötigt eigene Standards und Evaluation
- Benötigt als junge Disziplin eigenes Selbstverständnis, das sich gegenüber andern Angeboten abgrenzt



Sekundärprävention sollte als Initiatorin mit übergeordnetem Serviceangebot fungieren

- Impulsgeberin im Sinne der Gesundheitsförderung
- Eigene Fachstelle für Sekundärprävention wird benötigt
- Fortbildungsangebote / Konzeptionen / exemplarische Projekte
- Bündelung der Berliner Ressourcen

4.3 Guk e.V. Gesundheit und Kommunikation in Subkulturen von Helmut Ahrens

Guk e.V. ist ein gemeinnütziger Verein zur Kommunikation von Gesundheit in Subkulturen. Die Fortbildung von Multiplikatoren, die Unterstützung von Peer-Empowerment zur Gesundheitsentwicklung in den Lebenswelten von Hivbetroffenengruppen, PartydrogenkonsumentenInnen und drogenaffinitiven Zugehörigen von bpm-Youthkulturen auf Events gehört zu den Projektaufgaben, die sich der Verein in gesundheitsfördernder Absicht stellt.

Zum Stand der aktuellen Frage der Drogenfachdiskussion „Sekundärprävention – Quo vadis?“ ist für die Berliner Situation ein Entwicklungsbedarf für Aufklärung hinsichtlich der Umsetzung von vorhandenen Konzepten der Drogensekundärprävention festzustellen. In unterschiedlichen Milieusegmenten der Berliner Ausgehjugend, auf Events in Kontexten von Fun und Action der Fußballfan-, Computerspieljugend, im Fitness- und Sportbereich, sowie in Partynight- und Diskothekenszenen, kurz an Freizeitorten und Orten des Vergnügens, ist eine prozess- und drogenakzeptanzorientierte Mehrwegstrategie von Public-Healthkultur mit Zielen der sekundären Drogenprävention zu verkoppeln.

In einer Zeit, in der eine lokal mobile und zugleich global digital vernetzte Jugend mit drogenaffinitiv multiplen Gesundheitsrisiken und psychosozialen Anforderungen konfrontiert ist, der stresserzeugende Formen von Fun- und Action mit sich bringt, sind langfristige Ziele der Erholung im Sinne der Ziele von Primärprävention nicht hinreichend kompatibel mit den Bedürfnissen einer genussmittelorientierten „Spaßjugend“.

Wir wissen, die psychosozial drogenaufklärende Entmutigungsstrategie gegenüber Alkohol- und Drogenstoffgebrauch greift 70% der sich mit drogenaffinitiv verhaltenden Jugendlichen im Kopf. (Satz unverständlich, grammatikalisch nicht nachvollziehbar) Sie greift jedoch nicht im lebenspraktischen Konsumverhalten. Berlin hat 15 % höhere Drogenkonsumprävalenzraten unter jungen Menschen als im Bundesdurchschnitt für die 12-24jährigen als Konsumtrenderfahrung feststeht. (Vergleiche hierzu: Die Drogenaffinität Jugendlicher in Deutschland; Wiederholungsbefragungen der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Repräsentativerhebungen durch Forsa-Telefonumfragen.)

Diese Situation verschärft sich noch, wenn man Berlin als Metropolenstadt mit zahlreichen Events, von denen z.B. Ereignisse wie Fußballspiele oder die Love-Parade, in den Blick nimmt. Im touristischen Durchlauf dürften zu solchen Anlässen mehr Alkohol- und Drogensubstanzen im Umlauf sein als sonst. Berlin ist eben nicht Klein-Kleckersdorf, sondern eine Metropolenstadt. Überblickt man die Berliner Landschaft für Drogen-Sekundärprävention, kann man jedoch den Eindruck gewinnen, dass nach dem Gießkannenprinzip nur in einzelnen Bezirken Sucht- und Drogenprobleme unter „Problemjugendlichen“ bestehen.

Nimmt man den Paradigmenschwung von präventionsbegriffen und Konzeptansätzen nach „Präventionsbedarfen“ in den Blick, sieht man, dass koexistierende Ungewissheiten bestehen. Unklar ist, was eigentlich die jeweiligen Kernzielgruppen von Drogen-Abstinenzprävention, Drogen-Akzeptanzprävention, Drogen-Harmreduktion und Drogen-Mündigkeit sind. Ungeklärt ist die Trennschärfe der unter den Begriffen gefassten Sachverhalten.

Um ein Beispiel zu geben: Drogenkonsum wird je nachdem, wie es passt, einmal als Drogenkonsumbesitzfall primär juristisch, dann aber als Symptom von Suchtkrankheit definiert. Es drängt sich der Eindruck auf: Je nachdem woher die Gelder fließen, wird die jeweils „fachliche“ Definition des Phänomens psychoaktiven Substanzkonsums mal zur einen, mal zur anderen Seite hin definiert. Stellt man sämtlichen Zielen der

Drogenprävention das Ziel der Abstinenz als Ideal vor, wird die Geschichte der Sucht- und Drogenprävention zwangsläufig zu einer Geschichte der Derealisation ihrer jeweils zielgruppenspezifisch definierten Zielsetzungen.

Guk e.V. schlägt daher vor, die pluralen Präventionsansätze in einem Zielhorizont der Gesundheitsentwicklung mittels Public-Healthkultur durch Stärkung von Genuss- und Drogenkompetenz in neuen Jugendkulturen zu reflektieren. Der Fokus dieser Präventionskonferenz beschäftigt sich mit „Drogen-Sekundärprävention“. Es ist nicht nur zu fragen, wo sie verortet ist, sondern wofür sie ist, wogegen sie ab- und einzugrenzen bzw. überhaupt erst zu entwickeln ist.

Im Netzwerk der Party-Drogenprojekte zur Sekundärprävention in Berlin und Brandenburg wurden zahlreiche Vorschläge zur Weiterentwicklung von vorhandenen Konzeptansätzen zur Drogen-Sekundärprävention in multiplen Formationen heutiger Jugend- und Drogensubkulturen erarbeitet. Professionelle Sucht- und Drogenberatung geht heute teilweise mit den Ansätzen von Peer-Empowerment durch Drogen-Selbsthilfeorganisationen in der risikomindernden Drogenaufklärung Hand in Hand.

Es gibt jedoch Angebotslücken, der Sekundärpräventionsarbeit mangelt es an Impuls- und Haltekraft. Konkrete Einzelaktivitäten der Party-Drogenprojektarbeit zur Umsetzung innovativer Ansätze, wie wir sie mit der „psychedelischen Ambulanz“ (eclipse e.V.), mit dem „Safer-House-Projekt“ (Eve & Rave e.V.) oder mit der Idee der Einrichtung eines „Warehouse der Präventionsmanufakturen für Club-Health und Drogenberatung“ von einem bezirkeübergreifend angesiedelten „Public-Health-Center für drogenaffinitive Jugendliche“ aus den Berliner Party-, Rave- und Hip-Hop-Kulturen sowie aus dem Fun- und Action-Milieu angedacht wurden, blieben in der Konzeptphase stecken.

Warum ist das so? Der Berliner Senat spart, wo er kann. Die Bestandserhaltung der etablierten Drogenberatungsprojekte, die für Sekundärprävention zuständig sind, fixieren sich auf ein Klientel, das entweder noch keine Drogen nimmt (Schule und Suchtprophylaxe) oder das schwerstabhängig ist. Dazwischen gibt es mehr Wegsehen als ein Hinsehen. Außer vor Gericht, wo polizeilich und juristisch auffällig gewordene Drogenkonsumbesitzvorfälle verhandelt werden, werden in Berlin kaum Anstrengungen unternommen, die Grauzonen der Drogen-Prävention konzeptionell und praktisch zu bearbeiten.

Das kann von Vorteil sein, wenn Verfolgung und Strafe in Verkopplung mit helfendem Zwang durch Abstinenzbekenntnisse oder Abstinenztherapien Hauptziele der Prävention und primäre Aufgaben der Jugend- und Drogenarbeit in diesem Feld sind. Will man aber gesundheitsfördernd und drogensekundärpräventiv mehr erreichen als bisher, kann man die Maßnahmen der Sucht- und Drogenprävention nicht auf Minderheiten in der Minderheit begrenzen.

Wir müssen sowohl die abhängigkeitsmanifesten als auch die drogenlatenten Merkmalsträger, d.h. diejenigen jungen Menschen mit hoher Drogenaffinität und geringer sozialer Bindung in den Blick nehmen, die von sich aus nicht auf die Idee kommen, unsere Kontakt- und Beratungsstellen zu besuchen. Für diese große und im Einzelnen nicht klar identifizierte Teilgruppe in Jugend- und Eventkulturen müssen eigene Konzepte und Kampagnen offeriert werden, die zur Stärkung der Kompetenzen im Umgang mit alltäglich präsenten Alkohol-, Tabak- und Drogenkonsumpraktiken beitragen.

Vergegenwärtigen wir, dass die meisten Stellenbeschreibungen für Sekundärpräventionisten heute angesichts knapp gewordener Personal- und Sachmittel als „Mittel- und Mädchen für alles“ in ihren Fachstellen eingesetzt werden, kann man die Aussichten absehen, die uns mit unseren Forderungen bevorstehen. Es geht also darum, die Ressourcen zu bündeln, die

Inhalte in Prozessen der Drogensekundärprävention an den Knackpunkten aktiv und nicht zuschauend weiterzuentwickeln.

Warum gibt es in Berlin kein Drug-Checking- und Präventionsprogramm für PartydrogenkosumentenInnen? Warum gibt es immer noch keine Gesundheitsräume für multipel gesundheitlich und suchtgefährdete Junkies? Warum gibt es keine Kampagne für Club- & Drug-Health bzw. Public-Health-Kultur in differenten Milieus und Setting der Rauschwelten von Fun & Risk, Fanfun und Action etc.?

Guk e.V. schlägt angesichts dieser vielen ungeklärten Fragen die Einrichtung von Fachzirkeln zur Drogen-Sekundärprävention in Netzwerkkontexten vor. Die Ergebnisse dieser Präventionskonferenz und die Zwischenergebnisse der von uns vorgeschlagenen Präventionsfachzirkeln könnten dann in einer Folgeveranstaltung als Fachtagung 2003 unter dem Titel: „Prozesseffektive Drogen-Sekundärprävention gebündelt – wie organisieren, wie finanzieren?“ referiert, zusammengefasst und diskutiert werden.

In diesem aktuell skizzierten Timing der Vertiefung und Verbreiterung unserer Diskussion möchte ich die Forderung unterstreichen, dass Berlin eine berlinweite Fachstelle zur Drogen-Sekundärprävention braucht. Diese Stelle darf nicht im Büro für Suchtprophylaxe angesiedelt sein. Sie darf kein Wasserkopf werden. Sie soll nicht losgelöst von allen Basisprojekten arbeiten. Sie muss vor allem glaubwürdig und vertrauensvoll zusammenarbeiten mit den Partnern der Drogen-Prävention in Präventionsnetzwerken, Fachverbänden, Betroffenenorganisationen, Vereinen sowie mit Veranstalterorganisationen und Personen mit Multiplikatorenfunktionen in Fachinstitutionen und in der Gesellschaft.

In Berlin fällt im Unterschied zu anderen Bundesländern auf, dass die Fachaufsichtsbehörde im Drogenreferat des Senates die Tendenz zeigt, im Zweifel alles selber zu machen, statt zu delegieren. Wenn sie aber Aufgaben zur Drogen-Sekundärprävention delegiert, scheinen immer diejenigen Trägerorganisationen berücksichtigt zu werden, die ohnehin konform gehen mit dem jeweils herrschenden Präventionskurs.

Der Akzent unserer Forderung zur Einrichtung einer Fachstelle mit entsprechender Ausstattung geht indessen in eine andere Richtung. Es müssen heute Sponsoren gesucht und gefunden werden, die die skizzierten neuen Maßnahmen zur Gesundheitsförderung und für Public-Health-Kultur strukturell für Drogen-Sekundärprävention nutzbar machen. Angesichts leerer Haushaltskassen für neue oder zusätzliche Drogen-Präventionsmaßnahmen ist die öffentliche Hand eher als beratende Fachaufsicht gefragt.

Wer wie Berlin, eine „gesunde Jugend“ in „gesunden“ Lebenswelten will, der muss auch „gesunde“ Finanzierungen erlauben. Diese ist heute nahezu 100% subsidiär, d.h. gemeinnützig privatisiert, zu haben. In diesem Sinne ist die Stärkung von „Self-Care“, Genuss- und Drogenkompetenz in Public-Health-Kultur die Losung für den Umdenkungsprozess.

Berlin, am 5. Dezember 2001, Helmut Ahrens für Guk e.V. Berlin

Adresse des Autors:

Helmut Ahrens

Nollendorfplatz 8-9

10777 Berlin

Fon + Fax: 030 – 217 29 16

E-Mail: guk-ev@gmx.de

4.4 Eve & Rave e.V. von Tibor Harrach

Der Verein Eve & Rave e.V. Berlin wurde im Oktober 1994 auf Initiative von Helmut Ahrens gegründet. Die Vereinsgründung war eine Reaktion auf Aufklärungs- und Angebotsdefizite im Partydrogenbereich. Alle Mitglieder fühlen sich der Party- und Technoszene verbunden. Der Verein begreift sich als Selbstorganisation und ist in den Bereichen Kultur, Soziales, Politik, Recht und auch Gesundheitsförderung aktiv. Der Schwerpunkt liegt eindeutig im Party(drogen)bereich. Eine Einordnung in die klassische Präventionstrias (Primär-, Sekundär- und Tertiärprävention) gelang nicht, vielmehr wird diese Schematisierung grundsätzlich in Frage gestellt. „Förderung von Drogenmündigkeit“ ist das Betriebssystem, das die verschiedenen Programme der Selbstorganisationen, wie Drogenaufklärung, Drug-Checking und Peersupport, tatsächlich zum laufen bringt.

Drogenmündigkeit

Das Konzept der Drogenmündigkeit wurde von Frau Prof. Dr. Gundula Barsch in ihrer Zeit als Drogenreferentin der Deutschen AIDSHilfe entwickelt. Die Deutsche AIDSHilfe unterstützt sowohl das JES-Netzwerk (Junkies-Ehemalige-Substituierte) als auch die Selbstorganisationen im Technobereich (SONICS-Netzwerk). Ausgangspunkt für Gundula Barsch war die, die Drogenprohibition stützende These, dass Drogenkonsum nicht steuerbar und nicht kontrollierbar sei. Paradoxe Weise wurde dies nur für den Konsum illegalisierter Substanzen angenommen. Aus dieser These heraus resultierte der mittlerweile überholte Präventionsgedanke, dass „Sucht“ und Abhängigkeit nur durch Abstinenz zu unterbrechen sei. Andere Realitäten wurden früher einfach ausgeblendet. In diesem Kontext muss die Entwicklung substanzfixierten Denkens – à la "Drogen haben Macht" – gesehen werden, dass die offiziellen Präventionsstrategien lange Zeit prägte und lähmte.

Der Entwicklung moderner Präventionsansätze ging der Erkenntnisgewinn voraus, dass Drogenkonsum gestaltbar ist. Daraus entwickelte Gundula Barsch die Leitfigur der Drogenmündigkeit. Sie geht davon aus, dass Drogengebrauch prinzipiell von jedem Menschen lenkbar ist und unterschiedliche Funktionen haben kann. Drogenmündigkeit kann sowohl die Unterstützung von Konsum – als auch die bewusste Entscheidung für Abstinenz beinhalten. Drogenmündigkeit bedeutet, sich eigenständig in vielfältigsten Alltagssituationen zu orientieren und zu jeweils angemessenen Formen im Umgang mit Drogen finden zu können. Es handelt sich dabei um eine Form komplexen Handelns und nicht etwa um einen profanen Prozess.

Drogenmündigkeit lässt sich nicht nur auf der individuellen Ebene, sondern auch in sozialen Gruppen – beispielsweise in den Peergruops der Partyszene – und im gesellschaftlichen Kontext entwickeln und stabilisieren. Die Förderung von Drogenmündigkeit umfasst hierbei:

- Vermittlung von Substanzkunde
- Durchführung von Drug-Checking und Kommunikation der Testresultate
- Entwicklung von Genussfähigkeit (nicht einfach nur Konsum)
- Entwicklung von Kritikfähigkeit
- Förderung von Kompetenzen bezüglich des Risikomanagements

Drogenmündigkeit ignoriert nicht die Erkenntnis, dass bei bestimmten problematischen Konsumformen, wie etwa „abhängiger“ (zwanghafter) Konsum, die Annahme professioneller (therapeutischer) Hilfe erforderlich sein kann. Eine solche Hilfeleistung sollte heute jedoch keine Einbahnstraße in Richtung totale Abstinenz mehr darstellen, sondern kann durchaus den kontrollierten Umgang mit psychoaktiven Substanzen zum Ziel haben.

Abstinenzempfehlungen sind nur in Zusammenhängen und Zeiträumen legitim, in denen sie tatsächlich zu einer Reduktion definierter Probleme führen – und dürfen niemals Selbstzweck (z.B. durch Vorgabe des Kostenträgers) sein. Die Erfüllung dieser Voraussetzung sowie eine bessere Vernetzung aller – z.B. im Party(drogen)bereich tätigen Organisationen – sollte zukünftig dazu beitragen, dass Hilfeangebote möglichst frühzeitig offeriert und auch angenommen werden können.

Anfänglich wurde das Leitbild der Drogenmündigkeit fast ausschließlich von den Selbstorganisationen angenommen und weiterentwickelt, während die etablierte Drogenhilfe und die Politik dieses Leitbild mit Skepsis betrachteten. Heute wird Drogenmündigkeit von Verbandsfunktionären wie Jost Leune (Fachverband Drogen und Rauschmittel) und PolitikerInnen, wie die ehemalige Bundesdrogenbeauftragte Christa Nickels befürwortet. Wie sollten sie auch sonst ihrem politikmündigen Klientel gegenüber treten?

Peergroup-Ansätze

Peergroup-Ansätze gehen in ihrer Wissenschaftlichkeit einerseits auf entwicklungspsychologische Erkenntnisse zurück, die der Interaktion zwischen Gleichaltrigen/Gleichbetroffenen, bezogen auf den gegenseitigen Lernvorgang, einen hohen Stellenwert einräumen, andererseits verweisen auch sozialpädagogische Ansätze darauf, dass zwischen den Mitgliedern einer Peergroup ein sozialer und kultureller Zusammenhang besteht, der sich aus ähnlichen gesellschaftlichen Lagen und Handlungsanforderungen ergibt. Im Sinne einer Alters- oder Gleichbetroffenenkultur bringt ein solcher Zusammenhang eine soziale Einbindung sowie informelle Hilfe- und Unterstützungsressourcen bei der Bewältigung gleicher oder vergleichbarer lebensspezifischer Probleme.

Drug-Checking

Drug-Checking bezeichnet die qualitative und quantitative Analyse von illegalisierten Substanzen. Der Verein Eve & Rave hat in Zusammenarbeit mit dem Gerichtsmedizinischen Institut der Charité (Humboldt Universität) von Februar 1995 bis September 1996 in Berlin ein Drug-Checking-Programm erfolgreich durchgeführt. Die Pillen (meist Ecstasy) und Pulver (Kokain, Speed u.a.) wurden dem Verein anonym zugeschickt und von Vereinsmitgliedern in das Labor gebracht. Dort wurden die Drogen mittels chromatographischer Methoden (HPLC und GC/MS) innerhalb weniger Tage gegen einen Unkostenbeitrag von 70 DM analysiert. Die Testresultate konnten anschließend von den Einsendern telephonisch abgefragt werden. Zudem wurden die Ergebnisse in Listen zusammengefasst und von der Deutschen AIDSHilfe in ihrem monatlichem Rundbrief an alle AIDSHilfen im Bundesgebiet verschickt. Im Internet wurden die Testresultate durch die Gifteinformationszentrale der Universität Bonn veröffentlicht. Bei unerwarteten oder problematischen Resultaten wurde die Szene durch Warnflyer informiert.

Das Berliner Drug-Checking-Programm wurde durch Polizeigewalt (Durchsuchung der Vereinsräume und des Gerichtsmedizinischen Instituts) beendet. Später wurde durch zwei Gerichtsentscheidungen die Legalität des Programms festgestellt.

Die Erfahrungen des Drug-Checking-Programms von Eve & Rave lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

Für die Drogengebraucher bedeutete Drug-Checking vor allem Schutz von Leben und Gesundheit. Überdosierte und verunreinigte Schwarzmarktprodukte konnten frühzeitig

erkannt und durch Veröffentlichung der Testergebnisse gesundheitliche Schäden abgewendet werden. Zudem wurde durch das Veröffentlichende der Analysenergebnisse der illegalisierte Drogenmarkt transparent. Dies hatte zur Folge, dass problematische Produkte Absatzprobleme bekamen und zunehmend vom Markt verschwanden.

Beim Gebrauch definierter Drogen konnte das Rauscherleben einer bestimmten Wirkstoff-Dosis (oft in Kombinationen) zugeordnet werden. Das Anfluten und das Abklingen der Drogenwirkung liess sich vorausplanen und steuern. Negativ-Erfahrungen konnten nicht mehr pauschal auf die "immer schlechter werdenden Drogen" abgeschoben werden, sondern mussten in Zusammenhang mit dem persönlichen physischen und psychischen Zustand gebracht werden. So wurde durch die gewonnene Reflexionsmöglichkeit das Interesse für die von Eve & Rave in Form von Broschüren, Workshops und Ständen auf Parties angebotenen pharmakologischen Fachinformationen zu Dosis-Wirkungs-Beziehungen, Toleranzausbildung, Risiken und Nebenwirkungen sowie Safer-Use-Strategien geweckt. Dies bedeutete aber auch, dass es zu einer Lösung von der prohibitionsbedingten Substanzfixierung kam: Das kapazitätenbindende Rätselraten über die Zusammensetzung der Drogen bis hin zu mystischen Verklärungen wurde beendet, die Drogengebraucher konnten sich viel intensiver auf die Drogenwirkung beeinflussenden Aspekte von Set und Setting konzentrieren. Durch Drug-Checking wurde also der Mensch und sein Streben nach Drogenmündigkeit in den Mittelpunkt gestellt.

Weitere Informationen im Internet:

Drugchecking Konzept der Selbstorganisationen im Partybereich: für das Bundesministerium für Gesundheit:

<http://www.eve-rave.net/abfahrer/drugchecking.sp>

Pressemitteilung von Eve & Rave vom 21.11.2002 zum Thema Drug-Checking mit zahlreichen Verweisen (Links) zu Originaltexten.

<http://www.eve-rave.net/presse/presse02-11-20.html>

Drug-Checking Initiativen in der Europäischen Union:

http://www.emcdda.org/responses/themes/outreach_pilltesting.shtml

Drug-checking Ergebnisse:

<http://www.eve-rave.ch>

<http://www.checkyourdrugs.at>

Adresse des Autors:

Tibor Harrach

Lettestraße 3

10437 Berlin

Fon + Fax: 030 - 448 67 59

E-Mail: tibor.harrach@snafu.de



Bedarfe im Bereich Sekundärprävention für PartydrogenkonsumentInnen

Grundhaltung

Der Gebrauch psychoaktiver Substanzen vereinigt, wie im Übrigen viele menschliche Verhaltensweisen, positive, genussvolle und negative, riskante Effekte. Dies ist, unserer Erfahrung nach, auch den meisten KonsumentInnen, so sie über ein Mindestmaß an Reflektionsfähigkeit verfügen, bewusst und führt im Idealfall zur Herausbildung genussorientierter und schadensminimierter Konsumformen. Kommt es aus den unterschiedlichsten Gründen doch zu Krisensituationen oder –phasen im Zusammenhang mit dem Gebrauch von Drogen, sind individuelle Bewältigungsstrategien, ein stabiles und differenziertes persönliches Umfeld und unter Umständen adäquate Hilfsangebote von außen erforderlich. Wir versuchen mit unserer Arbeit, auf der Grundlage der Akzeptanz subjektiver Sinnsetzungen und Lebensentscheidungen, Menschen im Prozess der Entwicklung ihrer Drogenmündigkeit zu unterstützen.

Wir sehen folgende Bedarfe, wobei, unserer Grundhaltung entsprechend, für alle Punkte gilt, dass wir ihre Umsetzung unter Maßgabe der Orientierung am Konzept der Drogenmündigkeit sehen:

- Besetzung spezifischer Angebote durch MitarbeiterInnen mit den entsprechenden Kompetenzen;
- Einrichtung eines Drug-Checking-Angebotes in Verbindung mit einem Monitoring-Programm, das sich in erster Linie an den Bedürfnissen der KonsumentInnen orientiert;
- Förderung selbstorganisierter Projekte auf unterschiedlichen Ebenen (z.B.: Krisenintervention auf Parties) bei gleichzeitiger Anerkennung ihrer Autonomie.
- Einrichtung von dezentralisierten Chill Out Cafés mit sekundärpräventivem Angebot;
- Etablierung weiterer spezifischer Angebote für PartydrogenkonsumentInnen in allen Hilfebereichen (bspw. Therapie, Beratung etc.);

- **Das facettenreiche Konsumverhalten von Jugendlichen braucht ein breitgefächertes und flexibles Präventionsangebot**

- das sich an jugendlichen Lebenswelten orientiert
- dem als Basis eine glaubwürdige Aufklärung über Drogen und Sucht zu Grunde liegen sollte
- das die Arbeit mit Eltern und Pädagogen einbezieht

- **Verbreitung und Vernetzung von bestehenden innovativen Ansätzen im sekundärpräventiven Bereich**
(zwischen selbstorganisierten Projekten und dem Drogenhilfesystem)

- Austausch mit Szeneprojekten und Präventionsprojekten des Drogenhilfesystems
- Ausbau der Sekundärpräventionsarbeit „vor Ort“ (auf Parties und Veranstaltungen)
- Berücksichtigung und Durchführung von pragmatischen Ansätzen von selbstorganisierten Szeneorganisationen (wie z.B. Drug-Checking)

- **Vernetzung zwischen Jugendarbeit und Drogenhilfe**

- transparentes Präventionsangebot des Drogenhilfesystems für den Jugendarbeitsbereich
- Erzeugung von Synergieeffekten in der Prävention durch ein Seminarangebot zum Thema Sucht/Drogen für Multiplikatoren, die mit Jugendlichen arbeiten

mindway

**Prävention und Beratung im Zusammenhang mit Partydrogen,
ein Projekt in der Suchtberatung „Große Hamburger“
des Caritasverbandes für Berlin e.V.**

Kontaktadresse:

In der Caritas-Suchtberatung
Grosse Hamburger Straße 18
10115 Berlin

Tel.: 030/280 51 12 / Fax.: 030 /282 65 74

E-Mail: mindway@caritas-berlin.de Internet: <http://www.mindway-berlin.de>

5 Protokolle der Open-Space Arbeitsgruppen

5.1 Protokoll der Open-Space Arbeitsgruppe I von Grit Leihbecher

Gruppengröße schwankte zwischen 25 und 30 TeilnehmerInnen.

Zu Beginn der Arbeitsgruppe stellten sich alle TN noch einmal kurz vor.

Im ersten Teil der Diskussion wurde versucht den Begriff der Sekundärprävention zu definieren und zu beschreiben.

Eine Mitarb. von Boa Marzahn und Mitglied von eclipse e.V. betonte, dass beim bisher Gesagten der Unterschied zwischen Szeneorganisationen und öffentlichen Trägern deutlich wird. Es gibt dabei unterschiedliche Vorstellungen, was Sekundärprävention bedeutet.

Ein Mitarb. vom Mobilien Team für Suchtprävention warf die Frage um Akzeptanz oder Konsum auf. Er betonte, dass genau nach den Zielgruppen gesucht werden sollte und dass es ein Unterschied sei, ob 12jährige oder 18/19jährige angesprochen werden. Seiner Meinung nach sollte darauf geachtet werden, welche Botschaften man bei welchem Jugendlichen weitergibt.

Für eine Mitarb. von mindway ist es wichtig, dass es flexible Angebote gibt und das genau geschaut wird, was auf welche Gruppe passt. Zudem sei eine Vernetzung, ein Austausch und Akzeptanz der Projekte untereinander bedeutend.

Für eine Mitarb. von der Suchtberatung Königsberger Straße ist Prävention in erster Linie die Förderung von Kontakten, Kommunikation und Lebenskompetenzen. Dabei sollte die Frage gestellt werden: wie sinnvoll lebe ich? Für sie war diese Thematik der Prävention heute zu kurz gekommen.

Ein Mitarb. von Karuna sieht die Sekundärprävention als breiten Bereich, wobei es wichtig sei, untereinander Kontakte zu halten und weitervermitteln zu können. Er betont, dass die Zusammenarbeit mit Schulen schwierig sei, die Zusammenarbeit mit Einrichtungen der Jugendhilfe hingegen besser.

Der Drogenkoordinator von Schöneberg betont die Wichtigkeit der Eigenständigkeit von Sekundärprävention. In seiner Arbeit mit Suchtkontaktlehrern und Erziehern macht er die Erfahrung, dass dieser Begriff wenig bekannt ist. Für ihn stellt sich die Frage, wie angesichts der Verbotssituation von Cannabis offensiv an Schulen zu dem Thema gearbeitet werden kann. Für ihn gab es früher ähnliche Probleme mit Alkohol. Er weist dabei auch auf das Thema Kontrolliertes Trinken hin.

Ein Mitarb. von eve & rave sieht keinen Unterschied zwischen Alkohol und anderen Substanzen; der Unterschied liege nur im Legalitätsstatus. Was den genussorientierten und mündigen Umgang angeht, sollten gleiche Regeln gelten.

Ein Mitarb. von Chill Out aus Potsdam hält weitere Orte der Begegnung für Jugendliche wichtig, z.B. ein Café, in dem sich Jugendliche über Drogen und deren Gebrauch austauschen können.

Eine Mitarb. von der Jugendinitiative Charlottenburg betont, dass sie in ihrer Einrichtung eher Probleme mit legalen Drogen wie Alkohol, Tabletten und Nikotin haben. Außerdem seien es mehr die 12 jährigen Kinder, die schwer einer bestimmten Szene zuzuordnen sind.

Eine Mitarb. von Boa weißt darauf hin, dass sie mit einem pragmatischen Ansatz arbeiten. Jugendliche sollten da gesehen werden, wo sie stehen und mit den Erfahrungen, die sie haben.

Ein Mitarb. aus einem Jugendprojekt in Tegel sagte, dass es in seiner Einrichtung häufig Probleme mit Kiffen gäbe. Im Folgenden wurde weiter darüber diskutiert, dass nahezu jeder Jugendliche Cannabiserfahrung habe, es aber keine klaren Konzepte im Umgang damit gäbe

Ein Mitglied von eve & rave betonte die Partylust der Jugendlichen. Eve & rave engagiere sich nicht aus einem sozialen Trieb heraus, sondern weil sie Erfahrungen austauschen wollen, z.B. wie kann der Space, das Ritual sein. Es geht ihm um ein bewusstes Reflektieren und Genießen – Genuss, Lust und Glück steigern, ohne unangenehme Momente aufkommen zu lassen.

Der folgende TN sprach zum ‚Konsumdogma‘. Er hält es für wichtiger, die Realität zu sehen und wie man damit umgeht. Wichtig sind für ihn Maßnahmen wie ‚drug-checking‘, den eigenen Konsum zu reflektieren und eine fachliche Reflexion zu fördern. Ein fundiertes Umgehen damit gab es ihm bisher zu wenig. In der Jugendkultur sollten dafür Räume geschaffen werden. Auch auf die Alkohol-Kultur werden seiner Meinung nach Jugendliche wenig vorbereitet. Wichtig sind ihm Kontaktläden und Broschüren; die Informationen müssen dabei zu den Jugendlichen gebracht werden.

Anschließend spricht ein Mitarb. von Boa Tiergarten. Das Projekt bietet u.a. Multiplikatoren-Schulungen an. Er erwähnt, dass häufig der Wandertag im Schuljahr für Infoveranstaltungen genutzt werde. Damit seien dann große Erwartungen verbunden. Für ihn zeige sich hier eine Delegationspraxis, die aufgrund eigener Hilflosigkeit entstehe. Zudem sagt er, dass Jugendliche, die in betreuten Einrichtungen leben, bei Drogenkonsum von den Erziehern zur Drogenberatung geschickt werden.

Der nächste TN weist auf die Verknüpfung von Prävention und Gesundheitsförderung hin. Er kritisiert die Reichweite der bestehenden Angebote, z.B. auf Parties. Außerdem betont er die Drogenproblematik bei Jugendlichen im Strafvollzug und weist auf Jugendliche hin, die im Zusammenhang mit Drogenkonsum psychiatrische Symptome entwickeln.

Von BOA Marzahn wird berichtet, dass es einen großen Teil Jugendlicher gibt, die im privaten Raum Parties machen und Drogen konsumieren. Es stellt sich die Frage, wie man diese Gruppe erreicht. Ist ein Kontaktladen da das richtige?

Aus der Runde kommt daraufhin die Frage, was Prävention braucht.

Ein Mitarb. von way & sun sagt, dass bei ihnen ansatzweise Gesundheitsförderung angeboten werde. Es gibt Angebote, wo Leute an sich arbeiten können. Grund für Drogenkonsum sei für ihn, dass Leute spirituelle Erfahrungen machen wollen. Dies sei auch möglich mit Yoga.

Ein TN sagt, dass Drogenkonsum ein zyklischer Prozess sei; es gelte in der Prävention Ressourcen zu stärken und ein Chronifizierung von Missbrauchsverhalten zu vermeiden.

Eine TN weist auf eine andere Sichtweise von Sucht hin. Sucht sei für sie nicht Krankheit, sondern eine Verhaltensweise im Kontext des Systems Familie und Arbeit. Süchte können als beziehungsrelevante Ablösungen verstanden werden. Daher sollte Prävention in kontextrelevante Maßnahmen eingebettet sein.

Ein TN sagt, dass Prävention mit Reflexion anfängt. Menschen müssen zum Reflektieren gebracht werden. Darauf wird geantwortet, dass Impulse von außen notwendig sind.

Ein weiterer TN sagt, dass es wichtig sei, Vorbilder zu geben. Man könne auch in die Szene gehen und diese zeigen.

Aus der Gruppe wird eine Vernetzung von verschiedenen Projekten gefordert. Dabei gibt es einen Hinweis auf die Finanzierungsprobleme der Projekte. Diskutiert wurde in wie weit es möglich sei, dass Gelder der Primärprävention in die Sekundärprävention fließen. Eine Interessen- und Problemgewichtung sollte nach der Meinung eines TN vorgenommen werden. Dabei sollten Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit ins Verhältnis gesetzt werden.

5.2 Protokoll der Open-Space Arbeitsgruppe II von Sven Brandes

Diskussionsteilnehmer wechselnd; Gruppengröße schwankend zwischen 2 bis 9 Teilnehmern.

Thematischer Schwerpunkt der Diskussion: Sekundärprävention im Kontext des etablierten Beratungsstellennetzwerkes vs. Sekundärprävention als eigenständige Aufgabe sogenannter Sekundärpräventiver Fachkräfte, die ‚originär‘ und ‚autonom‘ vom etablierten Beratungsstellennetzwerk fungieren und Beratung nicht zu ihrem primären Aufgabenbereich rechnen.

Standpunkte zur ersten Position (Prävention im Kontext Beratung): Präventionsarbeit kann nicht losgelöst von den Lebenswelten der Klienten geschehen: Berater sind durch ihre Kenntnisse von der „Basis“ für Prävention besonders geeignet, weil sie die Lebenswirklichkeiten der Zielgruppe und ihre konkreten Problemlagen gut nachvollziehen können.

Standpunkte zur zweiten Position (autonome Prävention): Sekundärpräventive Fachkräfte sollen Sozialpädagogen mit einer eigenen professionellen Identität sein, die sich klar von denen der Beratungsstellen abheben. Diese Fachkräfte sollten partizipative Ansätze etablieren und initiieren. Dabei darf die Prävention jedoch den Kontakt zu Basis nicht verlieren, sollte jedoch nicht ausschließlich an ihr arbeiten. Vielmehr ist es zentrale Aufgabe präventiver Arbeit eine Vermittlung zwischen den Ebenen herzustellen. Bei Erkennen von Beratungsbedarf im Kontext präventiver Arbeit sollten entsprechende Vermittlungen der Klienten an Beratungsstellen mit entsprechendem Mandat geschehen

Aus diesen Polaritäten ergaben sich Fragen und Thesen wie:

- Im Rahmen einer Mandatsklärung zwischen Beratungsstellen und Präventionsfachstellen scheint es notwendig den Gegenstand der *Beratung* klar zu definieren.
- Nimmt eine eigenständige Präventionsarbeit den Beratungsstellen Kompetenz?
- Lässt sich die derzeitige Praxis des Doppelmandates der Beratungsstellen von Prävention und Beratung nicht gleichfalls als eine gelungene Öffentlichkeitsarbeit betrachten, innerhalb derer sich die Beratungsstellen ihren Zulauf sichern?
- Sekundärprävention kann nicht innerhalb einmaliger Veranstaltungen funktionieren, sie muss vielmehr kontinuierlich über längere Zeit etabliert werden.
- Im direkten Klientenkontakt sollte sich die Prävention jedoch nicht auf die ledigliche Informationsvermittlung beschränken. Vielmehr muss sie Räume schaffen, innerhalb derer sich die Konsumenten mit den (negativen wie positiven) Funktionalitäten ihres Drogenkonsums auseinandersetzen und die gebotenen Informationen produktiv mit ihrem Konsumverhalten in Beziehung setzen können.

Im Gesprächszusammenhang kommt es stichwortartig zur Nennung einiger Funktionen und Aufgaben, die einer Präventionsfachstelle zugeordnet werden könnten:

- Schulung
- Multiplikation
- Monitoring
- Entwicklung exemplarischer Projekte
- Evaluation

5.3 Protokoll der Open-Space Arbeitsgruppe III von Karin Hesch

Die Gruppe bestand aus 6 – 12 Teilnehmenden.

Zuerst hielten wir ein kleines brainstorming darüber ab, was uns jeweils als wichtig oder als zentrale Frage hinsichtlich der Aufgaben der Sekundärprävention erschien.

- Es wurde gesagt, dass man die Informationsvermittlung, die Aufklärung nicht überschätzen solle, wenn es um einen Einfluß auf das Konsumverhalten gehe.
- Die vordergründige Polarisierung von **Abstinenz und Akzeptanz**, die sich immer wieder in den Diskussionen spiegele, müsse aufgegeben werden. Abstinenz und Akzeptanz würden nicht unbedingt einen Widerspruch darstellen, sondern Akzeptanz könne auch Abstinenz zur Folge haben, sowie andersherum.
- Das Akzeptanzparadigma müsse vom Konsumparadigma abgegrenzt werden. Und: Akzeptanz bedeute nicht gleich Verharmlosung.
- Es sei wichtig, dass Akzeptanz sich nicht nur auf die Droge und ihren Konsum selbst fixiere, sondern auch auf die Bedürfnisse bezogen werde, die den Drogenkonsum stimulieren; dass ein Bedürfnis nach ekstatischen, über die Alltagserfahrungen hinausweisenden Erfahrungen existiere, mit dem umgegangen werden müsse. Thema seien dann auch die drogenfreien Möglichkeiten in Bezug auf diese Bedürfnisse.
- In Frage gestellt wurde, welche Signale unter dem Motto „Recht auf Rausch“ gesendet würden? Sei das gleichbedeutend mit „konsumiert ruhig“, mit einem Freibrief für zu schnelles Fahren mit dem Hinweis, sich dabei wenigstens anzuschallen? Bei Jugendlichen in der Pubertät sei Akzeptanz vielleicht ein falsches Signal. Es gehe im Grunde um Beziehungsarbeit, darum Alternativen aufzuzeigen und auch zu sagen: it's good to be clean.
- Es wurde nach den Reaktionen von Konsumenten auf die akzeptanzorientierten Ansätze gefragt. Die Antwort war, dass das Bedürfnis nach dem Austausch von Drogenerfahrungen sehr groß sei, ebenso die Nachfrage nach kontrollierten Drogen (Drug-Checking).
- Es wurde bezweifelt, dass chill-Out und Beratung eine produktive Kombination seien. Erwidert wurde darauf, dass durch diese Kombination eine Kontaktplattform geschaffen und die Selbstreflexion angestoßen würde. Dabei sei schon klar, dass safer use bei einigen ankomme, bei anderen aber nicht. Die Zielgruppe sei eben nicht homogen.
- Es wurde dann noch einmal betont, dass es Drogenkonsum gebe, er eine Realität darstelle und dass das Wissen um diese Realität etabliert werden müsse.

Der zweite Teil der Diskussion drehte sich dann hauptsächlich um die Frage, welche **Konsequenzen aus der Konferenz** und ihren Ergebnissen, sowie den offenen Fragen gezogen werden können/müssen.

Als eine zentrale Konsequenz aus den Einzelreferaten und dem Definitionsbedürfnis und der Vielschichtigkeit in punkto Sekundärprävention wurde die Gründung einer Fachstelle oder eines Fachverbandes gefordert. Dies sei notwendig für eine inhaltliche Bestimmung und Differenzierung des Begriffs Sekundärprävention und der Verdeutlichung des Arbeitsbereiches Sekundärprävention. Was würde eine Fachstelle oder ein Fachverband zur Sekundärprävention an der Situation verändern? In diesem Zusammenhang wurde auch die Frage gestellt, welche Rolle die Landesstelle gegen Suchtgefahren überhaupt und in Bezug auf Sekundärprävention spielt.

Als **Möglichkeiten und Arbeitsbereiche einer zentraleren Institution** wurden genannt:

- Sie würde ein größere Lobby bedeuten und so ernster genommen werden als die Erfahrungen und Bedarfsformulierungen einzelner Projekte.
- Es könnte evaluiert werden.
- Sie würde Bedingungen für die wissenschaftliche Begleitforschung liefern. Beratung sei ein Ziel der Präventionsarbeit, aber auch ihre Entwicklung.
- Der fachliche Diskurs müsse auch unabhängig von Verwaltungsstrukturen ermöglicht werden.
- Es müsse eine Form gefunden werden, die es ermöglicht, Leitlinien und Standards zu formulieren. Zugleich bliebe aber auch die Frage zu bearbeiten, wie wir zukünftig mit den vorhandenen Ressourcen umgehen?

5.4 Protokoll der Abschlussrunde der Open-Space Arbeitsgruppen

Die erste Arbeitsgruppe, welche ihre Ideen vorstellte, beschäftigte sich mit der Frage, ob es Sinn macht eine Fachstelle zur Sekundärprävention zu schaffen. Sollte die Sekundärprävention an Drogenberatungsstellen angebunden sein oder wäre ein eigener Fachverband bzw. Fachstelle eine Alternative?

Ein Argument welches die Gründung eines eigenständigen Sekundärpräventionsbereich unterstützt, ist die damit verbundene Unabhängigkeit von den Drogenberatungsstellen und Jugendfreizeiteinrichtungen. Hierzu entstanden Diskussionen in der Arbeitsgruppe, wie sich im allgemeinen der Unterschied zwischen Beratung und Präventionsarbeit definieren ließe. Es wäre im jedem Fall notwendig zu klären, welche Serviceangebote zur Sekundärprävention gehören, sowie eine Definition der Standards.

Was kann für den Bereich Sekundärprävention gefordert werden? Wie könnte eine Bündelung und Nutzung von Ressourcen entwickelt werden, bzw. gibt es überhaupt genug Ressourcen? Für diese Umsetzungen wäre eine Koordination vonnöten.

Die zweite Arbeitsgruppe stellte sich u.a. Fragen zur Qualitätsentwicklung in der Sekundärprävention. So benötigt dieser Bereich eine eigene Evaluation. Es existieren nur wenige Projekte welche evaluiert wurden, da keine Finanzierung für diese Zwecke vorhanden ist.

Grundsätzlich fehlt eine Lobby, um etwas für die Sekundärprävention in Bewegung zu setzen.

Ähnlich wie die erste Arbeitsgruppe erörterte die zweite Arbeitsgruppe die Möglichkeit der Gründung eines Fachverbands bzw. Fachstelle, um vorhandenes Wissen zu komprimieren und weiterzuentwickeln. Im Zusammenhang damit herrschte eine allgemeine Unwissenheit darüber, welche Aufgaben vom Büro für Suchtprävention übernommen werden.

Die dritte Arbeitsgruppe stellte die Frage, wie sich die Abgrenzung zur Primärprävention gestaltet. Gerade im Bereich der Schulpräventionsarbeit herrscht Uneinigkeit, wo die Primärprävention aufhört und die Sekundärprävention beginnt und inwiefern dann Drogenprävention oder Suchtprävention stattfindet.

Ist die Schaffung von Drogenkonsumräumen sinnvoll? Oder sollten lieber niedrigschwellige Kontaktläden für PartydrogenkonsumentInnen geschaffen werden? Finden dann dort Beratungen statt, welche das Konsummuster reflektieren sollen?

Da die klassische Drogenberatung zum Großteil von Partydrogenkonsumenten nicht angenommen werden, muß weiterhin über Alternativen nachgedacht werden.

Um diese Fragen zu klären, sollte nun überlegt werden, ob ein Austauschforum bzw. ein trägerübergreifender Präventionszirkel ausreichend ist oder ob eine institutionelle/r Fachstelle bzw. Fachverband ins Leben gerufen werden sollte.

6 Feedback / Nachbesprechung der veranstaltenden Projekte zur Fachkonferenz: Sekundärprävention in Berlin - Quo Vadis?

Es gibt in der Berliner Drogenhilfelandchaft einen großen Bedarf das Selbstverständnis von Sekundärprävention zu klären. In Hinblick auf die Auswertung der Konferenz war diese Feststellung allgemeiner Konsens der verschiedenen TeilnehmerInnen und Projekte der Veranstaltung.

Das Feedback vieler KonferenzteilnehmerInnen, die aus den unterschiedlichsten Präventionsfeldern kamen, zeigte, dass der Begriff Sekundärprävention hinsichtlich seiner Ziele, Inhalte und Methoden unklar ist und überaus uneinheitlich definiert wird. Aufgrund der verschiedenen Ansätze und Vorstellungen wurden mehr Fragen aufgeworfen als Antworten gegeben. Dieses Ergebnis der Konferenz unterstreicht den Bedarf an sekundärpräventiven Richtlinien in Berlin.

Inhaltlich wurde der erste Teil der Veranstaltung von fast allen beteiligten Projekten als positiv wahrgenommen. Einige beklagten, dass die Begrüßungsansprachen zu viel Raum eingenommen haben und dadurch weniger Zeit für die Impulsreferate blieb. Die Vorträge der Gastreferenten wurden von vielen TeilnehmerInnen gelobt. Besonders das Impulsreferat von Sebastian Stockmann (Drug-Scouts, Leipzig) lieferte nach Meinung vieler Zuhörer/innen eine interessante Perspektive auf das Thema Sekundärprävention.

Von vielen TeilnehmerInnen wurde der zweite Konferenzblock, welcher nach der Mittagspause begann, als der weniger gelungene Teil der Veranstaltung bewertet. Einige Projekte haben sich zum Teil zu sehr auf die Vorstellung der Arbeit konzentriert, wobei die projektinternen Bedarfthesen zur Sekundärprävention inhaltlich in den Hintergrund rückten. Sehr ambivalent wurde die Open Space - Methode wahrgenommen. Einerseits wurde sie als innovative Idee bewertet, die Bewegung und auch Freiraum in die Konferenz brachte, da sich kein/e TeilnehmerIn einer Gruppe verpflichten musste. Andererseits fehlte es der Methode zumindest in diesem Fall insgesamt an Struktur. Die Gruppen hätten nach Ansicht einiger TeilnehmerInnen räumlich besser getrennt sein müssen. Auch eine ausgeglichene Verteilung der Gruppen wäre für einen effektiveren Verlauf der Diskussionsrunden von Vorteil gewesen.

Aufgrund der verschiedenen Ansätze (abstinenz- bis akzeptanzorientiert) und der unterschiedlichen Arbeitsfelder (Peer-Arbeit, Schulprävention, selbstorganisierte Szene-Projekte, Drogenberatungsstellen etc.) kam es während den Open-Space-Runden zu Grundsatzdiskussionen hinsichtlich unterschiedlicher Haltungen und Zielsetzungen in Bezug auf die Arbeit.

Einige in der Schulprävention tätige Projekte äußerten die Befürchtung, dass die Schadensbegrenzung als präventive Maßnahme zu sehr in den Mittelpunkt rücken könne und Peer-Projekte in der Zukunft als „Sparprogramme“ im sekundärpräventiven Arbeitsfeld in den Vordergrund rücken.

Einige Teilnehmer beklagten zu wenig Toleranz in Bezug auf die unterschiedlichen Arbeitsweisen und gaben zu bedenken, dass es wichtig und auch von Vorteil sei, für die unterschiedlichen Zielgruppen in der Prävention ein facettenreiches Angebot zu haben. An dieser Stelle wurde besonders deutlich, dass es mehr Austausch zwischen den

verschiedenen Projekten und Einrichtungen untereinander geben sollte, um Vorurteile bezüglich unterschiedlicher Präventionsansätze zu überwinden und nach gemeinsamen Schnittstellen in der Arbeit zu suchen.

Die Vielfalt der Berliner Präventionsprojekte braucht einen strukturellen Überbau wie z.B. eine Fachstelle für Sekundärprävention, um nötige Synergieeffekte in der Prävention zu erzeugen und eigene Interessen besser vertreten zu können, dies kann als grundsätzliches Ergebnis der Konferenz festgehalten werden. Um den Prozess der Veranstaltung fortzusetzen, wurde es von allen beteiligten Projekt begrüßt, eine Folgeveranstaltung durchzuführen.

7 Anhang

7.1 Einladungsschreiben

**Therapieladen e.V. □ BOA e.V. □ mindway Caritas e.V. □
eclipse e.V. □ Eve & Rave e.V. □ Drogennotdienst (DND)
□ way & sun e.V.**

Kontakt

Therapieladen e.V., Potsdamer Straße 131, 10783 Berlin
tel 217 517 41, fax 217 517 42, e-mail therapieladen-berlin@t-online.de

Therapieladen - Potsdamer Str. 131 - 10783 Berlin

Berlin, 1. November 2001

Einladung zur Präventionskonferenz **Sekundärprävention in Berlin - Quo Vadis?**

Guten Tag «HerrFrau» «Ansprechpartner»,

wir möchten Sie oder eine/n Ihrer KollegInnen zu der Präventionskonferenz
,*Sekundärprävention in Berlin – Quo Vadis ?*' recht herzlich einladen.

Das Thema Sekundärprävention ist angesichts steigender KonsumentInnenzahlen und einem zunehmend offeneren Umgang mit Drogenkonsum stärker ins Blickfeld der Fachöffentlichkeit geraten. Gleichzeitig wird deutlich, dass z.Zt. unterschiedliche und oft unklare Vorstellungen, Ansätze und Methoden praktiziert und diskutiert werden.

Seit 1999 besteht das Partydrogenprojektgruppentreffen: In diesem Netzwerk treffen sich verschiedene Projekte der Berliner Drogenhilfe sowie Selbstorganisationen aus dem Partybereich die sich mit verschiedenen Ansätzen, Methoden und Zielgruppen der Sekundärprävention beschäftigen.

Hier ist die Idee entstanden, eine Berliner Präventionskonferenz zu veranstalten. Gemeinsam mit im präventiven Bereich Aktiven sollen Fragen nach dem Umgang mit Konsumenten diskutiert, Konzepte und Vorstellungen verglichen und der Bedarf ermittelt werden.

Ziel ist, die sekundärpräventive Arbeit weiter zu entwickeln und sich einem klareren gemeinsamen Verständnis von Sekundärprävention anzunähern.

Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie an der Konferenz teilnehmen könnten.

Mit freundlichen Grüßen

Harvey Becker

Therapieladen e.V.
für die Veranstaltergruppe

Präventionskonferenz
**Sekundärprävention
in Berlin -
Quo Vadis?**

Mittwoch, 5. Dezember 2001

Für MitarbeiterInnen in Funktionsbereichen der Berliner Projekte zur Prävention

Veranstaltet von

**Therapieladen e.V. - BOA e.V. - mindway Caritas e.V. - eclipse e.V. -
Eve & Rave e.V. - way & sun e.V. - Drogennotdienst (DND)**

**Präventionskonferenz
Sekundärprävention in Berlin –
Quo Vadis?**

Die steigende Anzahl von KonsumentInnen psychoaktiver Substanzen sowie ein offenerer Umgang mit Konsumverhalten stellt die Präventionsarbeit in den letzten Jahren vor die Herausforderung, sich neben den Angeboten der Primärprävention zu dem Thema Sekundärprävention zu positionieren und zu überlegen, ob und welche veränderte Angebote notwendig sind.

Berlin hat eine ganze Reihe von unterschiedlichen Trägern, die Projekte im Bereich Prävention anbieten. Eine große Anzahl dieser Angebote scheint sich jedoch überwiegend an primärpräventiven Konzepten zu orientieren.

Obwohl einige Projekte auch bereits erfolgreich im sekundärpräventiven Bereich mit konsumierenden Menschen arbeiten, stellt sich die Frage, wie weit sie voneinander wissen, welches Verständnis von Sekundärprävention vorliegt, welche Fragen Sie beschäftigen und welchen Bedarf sie sehen.

Gibt es ein gemeinsames Grundverständnis über die Ziele, Zielgruppen und Angebote von Sekundärprävention?

Ein weitergehender Austausch aller im präventiven Bereich aktiven Projekte und Personen soll ermöglichen, Konzepte von Sekundärprävention zu beschreiben, zu diskutieren und ihre Angebote noch effizienter zu gestalten und insbesondere Problemgruppen besser zu erreichen.

Durch zwei Impulsreferate zum Thema Sekundärprävention soll ein Einstieg zum Thema geschaffen werden.

Die veranstaltenden Projekte sollen durch eine (zumindest ansatzweise) subjektive Bestands- und Bedarfsanalyse sekundärpräventiver Aktivitäten in Berlin weitere Diskussionsimpulse für die KonferenzteilnehmerInnen zur Verfügung stellen.

Danach soll im Rahmen der Konferenz in einer Art Zukunftswerkstatt, ein Forum geboten werden, in dem bestehende und neue Bedarfe, Ideen, Konzepte und Richtungen der Sekundärprävention diskutiert und weiterentwickelt werden können.

7.3 Konferenzverlauf

Eröffnung

10:00 – 10:30 Uhr

Eröffnung der Konferenz

- ▶ **Vertreter der Veranstaltergruppe und Heike Drees**, DPW, Berlin, die Moderatorin der Konferenz

Begrüßungsworte

- ▶ **Christine Köhler-Azara**, Büro für Suchtprophylaxe

Impulsreferate zur Sekundärprävention

10:30 – 11:15 Uhr

Sekundärprävention auf der Suche nach sich selbst.

Ein Diskurs über Theorie und Praxis

- ▶ **Ralf Wischnewski**,
partypack.de, Fachstelle Suchtprävention, Drogenhilfe Köln e.V.

11:15 – 12:00 Uhr

Partydrogenaufklärung goes Suchtprävention?

Sozialarbeit zwischen Drogenkultur-Konflikten und Suchthilfe

- ▶ **Sebastian Stockmann**,
drug scouts, Suchtzentrum Leipzig e.V.

12:00 – 12:45 Uhr Mittagspause (mit kleinem Imbiss)

Sekundärprävention in Berlin - Bedarf

12:45 – 13:30 Uhr

Angebote, Selbstverständnisse und bisherige, subjektive Bedarfsformulierung der Veranstalter:

- ▶ **Therapieladen** ▶ **BOA** ▶ **mindway Caritas** ▶ **eclipse**
- ▶ **eve & rave** ▶ **Drogennotdienst** ▶ **way & sun**

Open Space zum Konferenzthema

13:30 – 15:30 Uhr

Mit der o.g. Methode werden in offenen Arbeitsgruppen aus dem Plenum entwickelte Fragestellungen diskutiert:

Welchen Bedarf sehen die TeilnehmerInnen?, Wie wird der genannte Bedarf bewertet?, Wie und durch was können bereits bestehende Angebote weiterentwickelt werden?

- ▶ **Heike Drees**, Moderation

15:30 – 16:00 Uhr Kaffeepause

Abschluss und Ausblick

16:00 – 17:00 Uhr

Zusammenfassung der Ergebnisse, Ausblick auf weiterführende Veranstaltungen, Beendigung der Konferenz

- ▶ **Heike Drees**, Moderation
- ▶ **Vertreter der Veranstaltergruppe**

nach 17:00 Uhr evtl. offene Gesprächsmöglichkeit

7.4 Zu den Referenten / Moderatorin

▶ **Ralf Wischnewski** , ist Dipl. Sozialpädagoge und arbeitet seit einigen Jahren in der Fachstelle für Suchtprävention der Drogenhilfe Köln e.V.
Hans-Böckler-Str. 5, 50354 Hürth
www.partypack.de, info@partypack.de, www.drogenhilfe-koeln.de

▶ **Sebastian Stockmann**, seit 1996 Mitarbeiter bei DRUGSCOUTS – einem kommunal geförderten ‚sekundärpräventiven‘ Drogeninformations- und Aufklärungsprojekt in Leipzig, welches vor allem im Jugendfreizeitbereich aktiv ist.
www.drugscouts.de

▶ **Heike Drees** ist Dipl. Psychologin und Referentin für Suchthilfe und Gesundheitsförderung im Paritätischen Wohlfahrtsverband LV Berlin.

7.5 Zu den Veranstaltern

▶ **Therapieladen e.V.**

...hält seit 1985 ein spezifisches Beratungs-, Therapie- und Präventionsangebot für Cannabis- und PartydrogenkonsumentInnen bereit. Im Bereich der Sekundärprävention bietet er Fortbildungsmöglichkeiten für Multiplikatoren und beschäftigt sich mit der Entwicklung von Materialien und weiteren Ansätzen (z.B. der Verbesserung von Selbstreflexionsmöglichkeiten hinsichtlich des Konsumverhaltens). www.therapieladen.de

▶ **BOA e.V.**

Menschen nehmen psychoaktive Substanzen. Dies kann mit erheblichen sozialen und gesundheitlichen Problemen verbunden sein. Seit 1980 ist BOA in mehreren Arbeitsfeldern (Prävention, Betreuung, berufliche Eingliederung) der Berliner Drogen- und Suchthilfe tätig und setzt sich für eine von Respekt gegenüber den Konsumenten getragene und Risiken mindernde Drogenpolitik/-arbeit ein.
www.boa-berlin.de

▶ **mindway, Caritasverband für Berlin e.V.**

...ist ein Projekt der Suchtberatung „Große Hamburger“ des Caritasverbandes für Berlin e.V.. Neben Prävention und Beratung im Zusammenhang mit Partydrogen gehören Infoveranstaltungen zum Thema Sucht/Drogen für Schüler, Jugendliche und Eltern sowie Fortbildungsmöglichkeiten für Lehrer und Multiplikatoren, sowie szenenahe Präventionsmaßnahmen wie Infostände auf Partys und Technoveranstaltungen zu unserem Angebot. www.mindway-berlin.de

▶ **Drogennotdienst (DND)**

...ist eine zentrale Anlauf-, Beratungs- und Vermittlungsstelle für Drogengefährdete, -konsumierende und -abhängige Menschen, sowie deren Angehörige und Freunde. Er bietet weiterhin intensive sozialpädagogische Einzelbetreuung für Jugendliche an, betreibt gemeinsam mit der Kontakt- und Beratungsstelle (KUB) das "Center für Straßenjugendliche" als niedrigschwelliges Kontaktangebot und ist auf der "Loveparade" mit einem sekundärpräventiven Informations- und Beratungsangebot und einer chill – out Zone vertreten. www.drogennotdienst.de

▶ **eclipse e.V.**

'Verein für akzeptanzorientierte Drogenarbeit und psychedelische Krisenintervention'. Wir sind ein selbstorganisierter, d.h. unabhängig von professionellen Einrichtungen entstandener und autonom operierender Verein, der mit der Zielstellung arbeitet, den öffentlichen Austausch über Drogen und ihre Wirkungen anzuregen. Außerdem wollen wir auf die Einbettung ihres Gebrauchs in kulturelle Zusammenhänge aufmerksam zu machen, um auf diese Weise selbstkontrollierten und genussorientierten Drogengebrauch zu fördern sowie gleichzeitig möglichen Schäden für die KonsumentInnen vorzubeugen.

www.eclipse-online.de

▶ **Eve & Rave e.V. Berlin**

...ist ein Verein der Party- und Techno-Kultur und zur Minderung der Drogenproblematik. Ziele des Vereins sind Aufklärung über Drogen und deren Wirkungen im Sinne von „safer use“ und „harm reduction“ zur Steigerung der Genussfähigkeit, der Risikokompetenz und der Drogenmündigkeit.

www.eve-rave.net

▶ **way & sun e.V.**

...ist ein Suchtpräventionsprojekt, das sich speziell an Konsumenten von synthetischen Drogen (Designerdrogen, Ecstasy) wendet. Wir bieten verschiedene Möglichkeiten drogenfreie Umgangsweisen mit dem vorhandenen Bedürfnis nach veränderten Bewusstseinszuständen an.